Mat. med
853n

Pöhlmann

<36608291030011

<36608291030011

Bayer. Staatsbibliothek

Die

Giftgefahren,

welche

das Leben täglich bedrohen,

in

vielen Beispielen dargestellt

zur

Belehrung und Warnung für Jedermann;

nebst

Angabe der Mittel

zur

Rettung Vergifteter.

Herausgegeben

von

Dr. Johann Paul Pöhlmann.

Neue, mit einer illum. Abbildung der Giftpflanzen versehene Ausgabe.

Nördlingen, 1837.

Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Ein Dichter sagt:

Ja, das Leben ist des Himmels Gabe,
Ist des tiefsten, wärmsten Wunsches werth:
Sagt dieß nicht der schwache Greis am Stabe,
Der den Tod mit Zittern kommen hört?

Dazu beytragen, daß ein Mensch diese herrliche Gabe des Himmels so lange behalte und sich derselben freüe, bis sie der Schöpfer nach dem ordentlichen Laufe der Natur von ihm zurükkfordert, wird gewiß von jedem Vernünftigen für ein verdienstliches Werk gehalten. Da nun das vorliegende Büchlein den Zwekk hat, seine Leser auf die vielen und mannichfaltigen Gefahren, wovon das

Leben von Seiten der giftigen Substanzen unserer Erde täglich bedroht ist, aufmerksam zu machen, dadurch sie zur höchsten Vorsicht und Besonnenheit beym Gebrauche und der Handhabung dieser, bey vielen Gewerben nöthigen, und selbst als Arzneystoffe dienenden, Substanzen zu ermuntern, und auf diese Weise Todesfälle, in so fern sie Folgen unwillkührlicher Vergiftungen sind, zu verhüten; so darf ich mir wohl mit der Hoffnung schmeicheln, daß man die Herausgabe desselben eben so wenig unter die nütz- und verdienstlosen Unternehmungen zählen werde, als die, von Seiten weiser und väterlich gesinnter Regierungen veranstalteten, Bekanntmachungen solcher Unglükksfälle, die zur Belehrung und Warnung für Andere zur allgemeinen Kenntniß gebracht zu werden verdienen. Soll aber dieses Büchlein seinen Zwekk so viel als möglich erreichen, so kommt es freylich hauptsächlich darauf an, daß sein Inhalt in weiten Kreisen, besonders unter der Klasse des gemeinen Mannes in Städten und auf dem platten Lande recht bekannt werde.

Hiezu können nun Polizeibehörden und Geistliche und Schullehrer sehr viel beytragen. Erstere, indem sie es den Ortsvorständen zur Anschaffung für ihre Gemeinden ebenso empfehlen, wie manche ökonomische Schriften; letztere aber, wenn sie in den Sonn- und Werktagsschulen fleißig daraus vorlesen oder vorlesen lassen, und dann das vorgelesene Pensum zum Gegenstande einer katechetischen Unterhaltung machen, wohl auch von den geübtern Schülern zu Hause niederschreiben lassen. Und würde hierdurch auch nur so viel bewirkt, daß in einem Umkreise von 10 Stunden alle 10 Jahre auch nur ein einziges Menschenleben erhalten würde, das außerdem zu Grunde gegangen wäre; so wäre schon viel gewonnen, und die angedeüteten Bemühungen wären hinlänglich belohnt.

In Ansehung der Quellen der hier zusammengestellten Unglükksgeschichten bemerke ich, daß ich einen Theil derselben aus dem Kreise meiner eignen Erfahrungen, einen Theil aus den Toxikologieen verschiedener

Aerzte, einen Theil aber, und zwar den größern aus öffentlichen Blätter verschiedener Gegenden Deütschlands, besonders aus der National-Zeitung der Deütschen entnommen habe. Ich sammle an diesen und andern (zum Theil in meinem warnenden und belehrenden Volksfreünde bekannt gemachten) Unglükksgeschichten seit länger als 40 Jahren, ursprünglich in der Absicht, um bey dem Jugend-Unterrichte, den ich von jeher zu ertheilen hatte, immer eine Menge lehrreicher Beyspiele bey der Hand zu haben, wenn ich von den Lebensgefahren, die sich die Menschen oft aus Unwissenheit, oder durch Leichtsinn und Unbesonnenheit zubereiten, zu sprechen Veranlassung fand.

Die Ordnung, in welcher die Geschichten auf einander folgen, ist die, von verschiedenen Aerzten in ihren toxikologischen Werken angenommene, Ordnung der Gifte. Daß ich oft mehrere Geschichten, die von der Tödtlichkeit eines und desselben Giftes zeügen, zusammen gestellt habe, ist geschehen, theils, um den schwächern Eindrukk, den das Lesen

nur einer solchen Geschichte bey dem Leser machen könnte, durch das Lesen mehrerer zu verstärken, theils und hauptsächlich, um auf die mannichfaltigen und oft höchst sonderbaren Zufälle und Verkettungen der Umstände, wodurch Vergiftungen schon herbey geführt worden sind und noch werden können, die Aufmerksamkeit zu lenken, und eben dadurch jeden, in dessen Hände giftige Substanzen kommen, um so mehr zur höchsten Vorsicht bey der Behandlung oder Aufbewahrung derselben zu ermuntern.

Die ausführlichere Beschreibung des Verlaufs der Krankheit einiger Personen von denen, die an der Wasserscheü und Wuth gestorben sind, habe ich gegeben, um das Furchtbare und Schrekkliche dieses Uebels recht lebhaft vor Augen zu stellen, und dadurch die Geneigtheit zu befördern, alles Mögliche dazu beyzutragen, daß dergleichen Krankheiten immer seltener werden.

Da ein Recensent meines warnenden und belehrenden Volksfreündes, nach-

dem er dessen Zweckmäßigkeit gerühmt, die Bemerkung hinzufügte, daß ihm die Durchlesung desselben lange Weile verursacht habe; so finde ich für nöthig, hier ausdrükklich zu erklären, daß weder jenes, noch das hier vorliegende Büchlein, etwa wie ein Roman, zur Unterhaltung, sondern einzig und allein zur Belehrung, und dazu bestimmt sey, daß nur von Zeit zu Zeit etwas daraus gelesen oder vorgelesen werde. Wer in Einem weg so viele und sich oft so ähnliche Unglükksgeschichten lesen wollte, dem würde — und dieß sehr natürlich — freylich wohl die lange Weile befallen; allein dieß wäre doch wohl seine, und nicht des Büchleins Schuld.

Hinsichtlich des Anhanges habe ich zu bemerken, daß derselbe nach Orfila's und Buchners Toxikologieen und nach der toxikologischen Charte des Engländers William Stobe bearbeitet wurde. Diese Männer sind als Aerzte so berühmt, daß ich geglaubt habe, ihre Vorschriften, Vergiftete zu behandeln, ohne Bedenken auch Andern mittheilen zu dürfen. Indessen habe ich aber

darauf gedrungen, daß man, ungeachtet dieser hier ertheilten Vorschriften, doch ja nicht unterlassen möge, den Arzt schleünig zu rufen, so bald sich bey irgend einem Kranken Spuren eines genossenen Giftes zeigen. Nur um bis zu jenes Ankunft nichts zu versäumen, wurden gedachte Vorschriften, besonders auch für Chirurgen, die sich in Fällen der in Rede stehenden Art nicht immer gleich zu helfen wissen, beygefügt.

Schließlich bemerke ich noch, 1) daß wenn jemand dieses Giftbüchlein als die Fortsetzung meines warnenden und belehrenden Volksfreündes ansehen will, er dieß mit vollem Rechte thun könne; denn es sollte dasselbe wirklich den 3ten Theil des gedachten Werkchens ausmachen.

Verschiedner eingetretener Umstände wegen wurde aber dieser Theil einer andern Verlagshandlung übergeben, und es mußte daher sein Titel geändert werden.

2) Daß es der Herr Verleger für gerathener gefunden hat, die in der Ankündi-

gung versprochenen Abbildungen der Giftpflanzen wegzulassen, und dagegen einen desto billigern Preis zu machen.

So gehe denn hin, du mein Büchlein, und erhebe deine Warnungs-Stimme überall, wo man dir Zutritt verstattet, und suche die Leüte durch Andrer Schaden und Unglükk klüger zu machen. Je größer die Zahl derer seyn wird, bey welchen dir dieß gelingt, desto größer wird meine Freüde seyn.

Ostheim bey Oettingen,
den 1. November 1829.

Der Herausgeber.

Inhaltsverzeichniß.

I. Vergiftungen durch mineralische Gifte.

A) Durch Säuren.

a) Durch Schwefelsäure (Vitriolöhl) Nro. 1 — 4.
b) Durch Salpetersäure (Scheidewasser) Nro. 5 — 7.
c) Durch Salzsäure (Salzgeist) Nro. 8.
d) Durch Sauerkleesäure Nro. 9.

B) Durch Kalien.

a) Durch kohlensaures Kali (gemeine Pottasche und Weinsteinsalz) Nro. 10. a. und b.
b) Durch geschwefeltes Kali (Schwefelleber) Nro. 11.
c) Durch ätzenden Salmiakgeist Nro. 12.

C) Durch Metalle.

a) Durch Quekksilber und daraus verfertigte Präparate Nro. 13 — 17.
b) Durch Arsenik und arsenikalische Präparate Nro. 18. bis 40.
c) Durch aufgelöstes Kupfer und kupferhaltige Substanzen, als Grünspan, Berggrün, Kupfersulfat, Kupfer-Vitriol Nro. 41 — 52.
d) Durch Brechweinstein (weinsteinsaures Spießglanz-Kali) Nro. 53.

e) Durch Zinnsalz (salzigtsaures Zinn) Nro. 54.
f) Durch aufgelöstes Bley und Bleyzubereitungen, als Schönheitswasser, Bleyweiß, Mennig, Bleyglasur Nro. 55 — 57.
g) Durch allerley giftige metallische Farben, womit verschiedene Gegenstände, besonders Zukker-gebakkenes und Kinder-Spielwaaren bemahlt werden Nro. 58. — 61.

II. Vergiftungen durch Vegetabilische (Pflanzen-) Gifte.

A) Durch scharfe Pfanzengifte.

a) Durch Sturmhut (Eisenhütlein) Nro. 62.
b) Durch Herbstzeitlose Nro. 63 — 65.
c) Durch Seidelbast Nro. 66.

B) Durch narkotische (betaübende) Pflanzengifte.

a) Durch schwarzes Bilsenkraut Nro. 67 — 70.
b) Durch Mohn Nro. 71.
c) Durch Blausaüre Nro. 72 — 76.
d) Durch Eibenbaum-Beeren Nro. 77.

C) Durch narkotisch-scharfe Gifte.

a) Durch Giftschwämme Nro. 78 — 86.
b) Durch Krähenaugen (Brechnuß) Nro. 87.
c) Durch Wolfskirschen (Tollbeeren) Nro. 88 — 95.
d) Durch Bücheln (Buchelkern) Nro. 96.
e) Durch Stechapfel Nro. 97. und 98.
f) Durch Wasserschierling Nro. 99 — 106.

g) Durch Hundspetersilie (Gartengleiße) Nro. 107 und 108.
h) Durch Lolch und Trespe Nro. 109. und 110.
i) Durch Mutterkorn Nro. 111. und 112.
k) Durch Branntwein Nro. 113 — 117.

III. Vergiftungen durch thierische Gifte.

1) Durch den Biß der Kupferschlange (Europäischen Natter) Nro. 118.
2) Durch Bienenstich Nro. 119.
3) Durch Wespenstich Nro. 120. und 121.
4) Durch Spanische Fliegen Nro. 122. und 123.
5) Durch den Geifer wüthiger Hunde Nro. 124 — 135.
6) Durch den Biß einer Katze Nro. 136.
7) Durch den Biß eines zahmen Fuchses Nro. 137.
8) Durch den Biß eines Enterichs und eines Haushahns Nro. 138.
9) Durch Genuß oder Berührung des Fleisches solches Viehes, das am Milzbrand gestorben Nro. 139 — 141.
10) Durch den Genuß faulender thierischer Theile Nro. 142 — 144.
11) Durch Fettsäure Nro. 145.
12) Durch verdorbene Würste Nro. 146 — 148.
13) Durch verdorbene Schinken Nro. 149.
14) Durch Krötengift Nro. 150.

Anhang.

I. Gifte aus dem Mineralreiche.

A) Saüren. Seite.
1) Verzeichniß derselben 176
2) Wirkungen derselben 177
3) Behandlung der dadurch Vergifteten . 179

B) Kalien oder Alkalien.
1) Verzeichniß derselben 185
2) Wirkungen derselben 185
3) Behandlung der dadurch Vergifteten . 186

C) Verschiedene kalische Verbindungen.
1) Verzeichniß derselben 187
2) Wirkungen derselben 187
3) Behandlung der dadurch Vergifteten . 189

D) Metallische Gifte.

a) Quekksilber = Präparate.
1) Verzeichniß derselben 189
2) Wirkungen derselben 190
3) Behandlung der dadurch Vergifteten . 191

b) Arsenik = Präparate.
1) Angabe derselben 192
2) Wirkungen derselben 193
3) Behandlung der dadurch Vergifteten . 193

c) Kupfer = Präparate.
1) Angabe derselben 193
2) Wirkungen derselben 194
3) Behandlung der dadurch Vergifteten . 194

d) Spießglanz = Präparate.
1) Angabe derselben 194
2) Wirkungen derselben 195
3) Behandlung der dadurch Vergifteten . 195

e) Zinn = Präparate.
1) Angabe derselben 196
2) Wirkungen derselben 197
3) Behandlung der dadurch Vergifteten . 197

Seite.

f) Wißmuth- und Zink-Präparate.

1) Angabe derselben 197
2) Wirkungen derselben 197
3) Behandlung der dadurch Vergifteten . 198

g) Silber-Präparate.

1) Angabe derselben 199
2) Wirkungen des Höllensteins, wenn er in den Magen kommt 199
3) Behandlung der dadurch Vergifteten . 199

h) Bley-Präparate.

1) Verzeichniß derselben 199
2) Wirkungen derselben 200
3) Behandlung der dadurch Vergifteten . 201

II. Gifte aus dem Pflanzenreiche oder Giftpflanzen.

A) Solche, die ein scharfes Gift haben.

1) Verzeichniß derselben . . 201 — 203
2) Wirkungen dieser Giftpflanzen . . 203
3) Behandlung der dadurch Vergifteten . 203

B) Solche, die ein narkotisches (betaubendes) Gift haben.

1) Verzeichniß derselben 205
2) Wirkungen dieser Giftpflanzen . . 205
3) Behandlung der dadurch Vergifteten . 206

C) Solche, die ein narkotisch-scharfes Gift haben.

1) Verzeichniß derselben 208
2) Wirkungen dieser Giftpflanzen und zwar
a) der giftigen Schwämme . . 208
b) der Krähen-Augen, des Kampfers und der Kokelskörner . . . 210

Seite.
c) des Tabaks, der Tollkirsche, des Stech-Apfels, des rothen Fingerhuthes, der Gartenraute und des Giftlolchs 211
d) der 3 Schierlingsarten . . 212
e) des Mutterkorns 214
3) Behandlung der Vergifteten durch die vorhin unter a genannten Gifte . . 209
— b — — . . . 211
— c — — . . . 211
— d — — . . . 213
— e — — . . . 214

III. Gifte aus dem Thierreiche.

A. Scharfes thierisches Gift.

1) Angabe desselben 214
2) Wirkungen desselben 215
3) Behandlung der dadurch Vergifteten . 215

B) Septische oder faulnißerregende Gifte.

1) Verzeichniß derselben 216
2) Wirkungen derselben und zwar
a) des Schlangengiftes . . . 216
b) des Giftes verschiedner Insekten 218 u. 219
c) des Giftes des Milzbrandes (schwarze Blatter) 221
d) des Giftes wüthiger Hunde . 224
3) Behandlung der Vergifteten durch das vorhin unter a genannte Gift . . . 217
— b — — . . . 219
— c — — . . . 223
— d — — . . . 233

Zugabe.

Wie hat man sich bei Verbrennungen zu verhalten? 237

Nro. 1.

Am 21. März 1815 kaufte Rosalie Makkler, Dienstmagd bei Anton Pfell, Bauer in Edelsdorf, im Unterdonaukreis, von 2 sogenannten Olitätenkrämern (Arzneyhändlern) aus Tyrol ein Glas Arzney, weil sie sich nicht wohl befand. Am 22. März Nachts um 10 Uhr, als sie mit ihrer Arbeit fertig war, und sich zu Bette legen wollte, nahm sie von dieser Arzney eine Portion ein. Kaum aber hatte sie dieselbe verschlukkt, so spürte sie schon im Munde, im Schlunde und in den Eingeweiden ein gewaltiges Brennen; und andere sehr schlimme Zufälle stellten sich ein. Da nun nicht gleich ein Arzt herbey geschafft werden konnte, und ihre Herrschaft nicht wußte, was sie mit der todkranken und entsetzlich jammernden Magd anfangen sollte; so blieb diese Unglükkliche ihrem Schikksale überlassen. Dieses aber nahm leider einen sehr traurigen Ausgang; denn nach 2 Stunden mußte sie auf die jämmerlichste Weise ihren Geist aufgeben. Als am andern Tag der herbeygerufene Gerichtsarzt den Rest von der eingenommenen Arzney untersuchte, fand er, daß diese nichts anders, als sehr starkes Vitriolöhl, auch Schwefelsäure genannt, war. Diese Säure ist — belehrte der Arzt die Umstehenden —

ein gar heftiges Gift, und bringt, wenn es in größerer Menge und nicht nach Vorschrift eines ordentlichen Arztes genossen wird, sehr schmerzhafte Zufälle im menschlichen Körper hervor, die, wenn man nicht die schleunigste Hilfe schafft, gar bald dem Leben ein Ende machen. Uebrigens — so fuhr der Arzt fort — seht ihr, lieben Leute, an dem traurigen Geschikke dieser Magd, wie thöricht ihr handelt, wenn ihr Arzneyen von ganz unbekannten herumziehenden Arzneykrämern kauft und solche einnehmet. Denn dergleichen Arzneyen sind oft, wie der vorliegende Fall beweiset, wahres Gift; oder wenn sie dieses nicht sind, so passen sie doch nicht gerade für euch, und können die Krankheit, die ihr damit vertreiben wollt, durchaus nicht vertreiben, und ihr seyd um euer Geld betrogen. Der Vernünftige beherziget Sirachs Rath (Kap. 38, 1) und suchet in Krankheitsfällen nirgends anders Hilfe, als bey dem, von der Obrigkeit geprüften und aufgestellten, Arzte.

Nro. 2.

Der Seidenfärber P. D. zu Wien nahm ein Fläschchen Vitriolöhl von einem Gestelle, wo er sonst zuweilen eine Bouteille mit Wein aufbewahrt hatte, stellte dasselbe auf einen Stuhl, und ging auf einige Augenblikke aus der Stube. Sein ganz allein in der nämlichen Stube sich befindendes,

5 Jahr altes, Söhnlein sah das Fläschchen, vermuthete in demselben Wein, und that einen Schlukk daraus. Kaum war dieß geschehen, so fing das Kind gewaltig an zu schreyen. Der erschrekkte Vater eilte herbey, und das Kind erzählte, was es gethan, und klagte dabey über gewaltiges Brennen im Schlunde und in den Eingeweiden. Schnell wurde zwar nach einem Arzte geschikkt; aber unglükklicher Weise verzog sichs eine gute Weile, bis dieser aufgefunden werden und herbey kommen konnte. Da nun die Aeltern mit den Rettungsmitteln, die sie einstweilen hätten anwenden können, unbekannt waren, und nicht wußten, was sie mit dem Kinde anfangen sollten; so nahmen die schlimmen Zufälle bey demselben von Minute zu Minute zu, und als der Arzt ankam, war es schon zu spät zur Anwendung der gewöhnlichen Rettungsmittel. Unter den heftigsten Schmerzen mußte das unglükkliche Kind nach 12 Stunden seinen Geist aufgeben, und so für seine Naschhaftigkeit mit dem Leben büßen. Der Vater aber machte sich vergebliche Vorwürfe, daß er das gefährliche Gift nicht mit mehr Sorgfalt aufbewahrt und dem Kinde die Möglichkeit, es zu erreichen, abgeschnitten hatte. O Leichtsinn, Leichtsinn, sprach er oft, wie schmerzlich müssen oft diejenigen büßen, die sich dir ergeben!

Nro. 3.

Zu N... in Niederschlesien war der dasige Glasermeister St... als ein ganz rechtlicher Mann und geschikkter Arbeiter bekannt; nur liebte er sehr ein Schlükkchen Branntwein. Dieser Mann war am 1. Dezember 1802 damit beschäftigt, seiner einzigen Tochter, die er einige Tage vorher an einen Chirurgus auf dem Lande verheyrathet hatte, ihre Sachen auf den Wagen zu laden, mit denen jene zu ihrem Ehemanne abreisen wollte. Tags zuvor hatte dieselbe ein Quart Aquavit (guten Branntwein), um es mitzunehmen, holen lassen, so wie auch ihr Mann ½ Pfund Vitriolöhl. Beyde Flaschen wurden aus Vorsicht, damit nicht etwa eins der Kinder davon naschen möchte, in die Stubenkammer gebracht, und auf einen Schrank gesetzt. St... aber, der dieß nicht nur wußte, und die Vorsicht gebilligt hatte, sondern auch die Flaschen wohl kannte, ging an jenem Morgen vom Aufladen eilends weg nach der Kammer, um dort geschwinde ungesehen von dem geliebten Getränke, das ihn nichts kostete, und besser noch, als sein gewöhnliches war, einen herzhaften Schlukk zu sich zu nehmen. Aber ach! in der Eile — denn er mußte fürchten, überrascht zu werden — verwechselte er die beyden Flaschen, ergriff die mit Vitriolöhl, setzte an, und that einen kräftigen Zug daraus. Er wurde seinen Irrthum baldigst gewahr, und lief sogleich nach

einer Kanne Wasser, um das in ihm schon wirkende, wie Feuer brennende, Gift zu dämpfen; aber dieß gelang ihm nicht, und er sank bewußtlos zu Boden. Alle Bemühungen des herbeygerufenen Arztes, ihn zu retten, waren vergeblich; er starb, nachdem er 30 Stunden lang die heftigsten Schmerzen ausgestanden hatte. Bey seiner Oeffnung fand man den Magen und die Eingeweide ganz zerfressen und durchlöchert.

Nro. 4.

Aus Hof, im Voigtlande, wurde unter dem 8. Juni 1794 geschrieben: In einem hiesigen Handlungshause, welches eine eigne ansehnliche Fabrik betreibt, hatten vor 6 Wochen 2 Kinder das Unglükk, eine mit Vitriolöhl angefüllte Bouteille in einem Zimmer herabzuwerfen. Diese zersprang, und sogleich setzte das umher verspritzte Oehl das Zimmer in Brand. Die Frau vom Hause, eine sehr thätige Person, sprang zur Hilfe herbey, hatte aber beym Eintritte das entsetzliche Unglükk, auszugleiten und in das verschüttete Oehl zu fallen. Durch diesen unglükklichen Fall wurde ihr Körper an mehrern Orten von dem einfressenden Oehl äusserst beschädigt und sie ohnmächtig aus dem Zimmer getragen. Alle angewandte Mittel, diese bedauernswürdige Frau zu retten, oder ihre Schmerzen zu lindern, waren nicht zureichend gewesen. Beynahe

5 Wochen lang lag sie, von dem einbeitzenden Oehle bis auf die Knochen verbrannt, in dem bejammernswürdigsten, schmerzhaftesten Zustande, und mußte endlich ihren Geist aufgeben. Auf diese traurige Weise verlohren der Mann eine Gattin, die ihm in seinen weitläuftigen Geschäften eine sehr brauchbare Stütze war, die Kinder eine geliebte und zärtliche Mutter — und hiesige Stadt eine allgemeingeschätzte und nun betrauerte Mitbürgerin.

Bei diesem traurigen Vorfall wurden noch mehrere Personen beschädiget, besonders eine kleine Tochter der Verstorbenen, die noch schmerzhaft darniederliegt, und weil sie die unschuldige Veranlassung war, in bewundernswürdiger stummer Ergebenheit die heftigsten Schmerzen, ohne einigen Laut, erträgt; dann zwey zur Hilfe herbeigeeilte Männer, welche aber bereits wieder hergestellt sind.

Nro. 5.

Ein einfältiger Bauer hatte gehört, daß die Russen Scheidewasser unter den Branntwein mischten, um dieses Getränk zu verstärken. Da er nun ein großer Liebhaber von starkem Branntwein war, und er solchen in seiner Bier- und Branntwein-Schenke nicht immer bekommen konnte; so kaufte er sich ein Gläschen Scheidewasser und schüttete dieß unter eine Portion Branntwein und trank dieses Gemisch gierig aus. Kurze Zeit darauf stellten sich

die üblen Zufälle bey ihm ein, die auf den Genuß des Scheidewassers immer folgen. In der Meinung aber, sein Uebel rühre nur von dem Genusse des verstärkten Branntweins her, und werde bald vorüber gehen, unterließ er es, einen Arzt rufen zu lassen, und so mußte er seinen Geist auf eine sehr schmerzvolle Art aufgeben.

Nro. 6.

Der berühmte Haller (gestorben 1777) erzählt, daß sein Großvater auf folgende traurige Weise ums Leben gekommen sey. Ein Apothekergeselle sollte ihm eine Arzney verfertigen. Auf dem Recepte stand, zu der Arzney soll genommen werden: Aqua font. dest. das heißt: destillirtes Quellwasser. Der Apothekergeselle las aber: Aqua fort. welches heißt: Scheidewasser, und bereitete also die verordnete Arzney mit dieser Flüssigkeit (Scheidewasser). Die Folge dieses Versehens war, daß die Arzney dem, der sie einnahm, den Tod brachte, statt ihm Genesung zu verschaffen.

Nro. 7.

Ein Scheidewasserhändler hatte seinen Haushund in das Scheidewasser-Magazin eingesperrt; es war eine warme Frühlingsnacht. Morgens 4 Uhr wurde der Mann durch das starke Geheul seines

Hundes aufgewekkt. Er stieg hinunter in das Magazin, öffnete die Thür und staunte über den heftigen Geruch, der ihm entgegen kam. Der Hund stürzte schnell heraus mit verbrannten Pfoten, läuft dem Wasser zu, um seinen Durst zu löschen, und stirbt bald darauf unter Erbrechungen. Der Scheidewasserhändler selbst geht vollends in das Magazin, und öffnet die Fenster; allein nach 5 Minuten wird er durch die Gefahr zu erstikken genöthigt, herauszugehen; indessen kehrte er bald wieder dahin zurükk, um eine Kiste herauszuziehen, worin Flaschen mit Scheidewasser (wahrscheinlich durch den Hund) zerbrochen worden waren. Nicht lange hernach beklagte er sich über große Schwäche, über trokkne Hitze im Munde und Reitz im Magen und der Brust. Man schikkt nach dem Arzte und dieser wendet die für einen solchen Fall vorgeschriebenen Mittel an; allein die Rettungsversuche kamen zu spät. — Abends 7 Uhr mußte der Mann unter heftigen Convulsionen seinen Geist aufgeben. Es waren bloß die von dem Scheidewasser ausgestoßenen und von dem Manne eingeathmeten Dämpfe, die ihn tödteten.

Nro. 8.

Einem Kranken wurden 1½ Unzen Salzsäure, (Salzgeist), um unter Fußbäder gemischt zu werden, verordnet. Sein Wärter, der nicht aufmerksam

genug war, verwechselte diese Säure mit einer andern Arzney, die der Kranke einnehmen sollte, und gab ihm diese Säure zu verschlukken. Bald darauf bekam der Patient heftige Bauchschmerzen, Anstrengung zum Brechen, kalten klebrigen Schweiß, und mußte aller angewandten Mittel ungeachtet in kurzer Zeit sterben.

Nro. 9.

Eine Frau von beyläufig 40 Jahren wollte Bittersalz einnehmen, und erhielt dafür unglükklicher Weise ½ Unze, (1 Loth) Sauerkleesalz, welches sie, in Wasser aufgelöst, einnahm. Sie litt sogleich unaussprechliche Schmerzen im Magen, das Gesicht entstellte sich und nach 40 Minuten schon war sie eine Leiche. — Im April 1817 wurde auch aus Edinburg gemeldet, daß dort 2 Personen durch Sauerkleesalz getödtet worden. — Ferner berichtet der Arzt Meineke in seiner Abhandlung über die Sauerkleesäure, daß diese mehrern Personen tödtlich wurde.

Anmerkung. Da das Sauerkleesalz in der Haushaltung oft gebraucht wird, um Dinten- und Eisenflekken aus der Wäsche zu vertilgen, und man die reine Sauerkleesäure nicht selten zu Limonaden anwendet; so mag jeder unserer Leser die vorstehenden Geschichten wohl zu Herzen nehmen und daraus lernen, daß auch das Sauerkleesalz, so wie die reine Sauerkleesäure unter die Gifte gehöre, ein Umstand, der gewiß den allermeisten Hausmüttern bisher unbekannt war.

Da auch der Salpeter häufig in den Haushaltungen gebraucht wird, so bemerken wir hier noch, daß auch Fälle bekannt sind, wo Personen, die durch Verwechslung 2 bis 4 Loth Salpeter statt Glauber- oder Bittersalz einnahmen, in wenig Stunden des Todes waren.

Nro. 10. a.

Eine junge Wäscherin von starker Constitution verschlukkte aus Versehen einen Löffel voll zerflossener Amerikanischer Pottasche. Sie empfand sogleich einen brennenden Schmerz vom Munde bis in den Magen; die Haut der Lippen, der Zunge und des Gaumens ging stükkweise ab. Bald stellten sich Erbrechungen und heftige Magenschmerzen ein; die Kranke befand sich in einer unbeschreiblichen Angst; der geringste Drukk auf den Unterleib war schmerzhaft; ein kalter Schweiß bedekkte den ganzen Körper; die Glieder zitterten; es folgte Schluchzen und Mattigkeit. Der geschikkte Arzt, der sie behandelte, rettete ihr zwar das Leben, allein er brauchte über 6 Wochen zu ihrer gänzlichen Wiederherstellung.

Nro. 10. b.

Zweyen jungen Personen, die eine von 12, die andere von 16 Jahren, welche Bäder gebrauchen wollten, wurde ein Purgirmittel verordnet. Aus Versehen bekamen sie, jede ½ Unze, (ein Loth), Weinsteinsalz (sal tartari). Nach den heftigsten Zufällen zehrten sie aus; die jüngere starb nach 4, die ältere nach 7 Monaten. Dieser Fall ereignete sich in Frankreich, im Jahre 1818.

Nro. 11.

Einer Dame, welche sehr mit Sodbrennen geplagt war, und daher mehrere Tage lang innerlich Arzneyen und äußerlich Bäder gebrauchte, wurde von ihrer Kammerjungfer aus Versehen eine concentrirte Auflösung von Schwefelleber (Schwefelkali), welche zum Bade bestimmt war, zum Einnehmen dargereicht. Kaum hatte sie einige Schlukk gethan, als sie ohnmächtig wurde, Convulsionen bekam, und durch den Mund einen gelblichen Schaum von sich gab. Ihr Arzt wurde auf der Stelle gerufen, welcher auch ungesäumt erschien, aber leider! doch zu spät kam; die Unglükkliche war bereits in weniger als einer Viertelstunde eine Leiche.

Nro. 12.

Im Jahre 1816 wurde aus Frankreich folgender Vorfall gemeldet: Ein Arzt, ungefähr 30 Jahr alt, hatte seit einigen Jahren Anfälle von der hinfallenden Sucht (Epilepsie). Eines Morgens bekam er einen solchen Anfall in Gegenwart des Thürstehers seines Hauses. Dieser Mann griff nach einem Glase, welches auf dem Kamine stand, und ätzenden Ammoniak-Liquor, (Salmiakgeist) enthielt. Er benetzte damit das Schnupftuch, und hielt es dem Kranken vor die Nase, auch flößte er ihm davon in den Mund; so mochte er ungefähr 2 Drachenen (2 Quint) von dem Liquor verbraucht

haben. Als der Kranke wieder zu sich kam, empfand er einen brennenden Schmerz im Munde bis in den Magen, das Athmen war sehr erschwert, das Schlukken unmöglich. Es wurden schleunige Mittel, erweichende Klystiere gegeben, Blutegel und Blasenpflaster gesetzt; allein ohne günstigen Erfolg. Die schlimmen Zufälle nahmen immer mehr zu, und der Vergiftete mußte am 2ten Tage unter sehr heftigen Schmerzen seinen Geist aufgeben.

Nro. 13.

Im Jahre 1795 ereignete sich zu Berlin folgender sonderbare und bemerkenswerthe Vorfall:

Ein Zimmer, worin früher Spiegel belegt worden waren, wurde zu einer Schreibstube eingerichtet. Bald bekamen die darin arbeitenden Kaufsmanns-Diener Zufälle, die von nichts anders als von einer Quekksilber-Vergiftung herrühren konnten. Indessen war nirgends im Zimmer Quekksilber vorhanden, und die Kranken konnten sich nicht entsinnen, mit diesem Metalle je in Berührung gekommen zu seyn. Da kam endlich der Arzt, der die erkrankten Diener behandelte, nachdem er sich durch einen entscheidenden Versuch überzeugt hatte, daß die Luft des Zimmers mit Quekksilberdünsten angefüllt sey, auf den Gedanken, den Fußboden aufbrechen zu lassen, und — siehe da! es fanden sich unter demselben mehr als 50 Pfund Quekksilber. Wie dieses Metall

dahin kam, ist leicht einzusehen. Bei dem Geschäfte des Spiegelbelegens, das früher in diesem Zimmer vorgenommen worden ist, fielen nach und nach kleine Portionen zur Erde und rollten durch die Klüfte der nicht genau an einander schließenden Dielen unter den Fußboden, wo sie sich in einer Reihe von Jahren zu der erwähnten Menge anhäuften. Man sieht übrigens aus diesem Vorfalle, daß schon die bloßen Ausdünstungen des Quekksilbers, wenn sie eingeathmet werden, dem menschlichen Körper Verderben bringen können. Es haben daher alle, die mit Quekksilber umgehen, diesen Umstand wohl zu beherzigen, und sich vor dem Einathmen solcher Dünste sorgfältig zu hüten.

Nro. 14.

Ein Kaufmann kam einst nach Paris, um sich von einem krebsartigen Geschwüre am Fuße heilen zu lassen. Ein Charlatan verspricht Heilung, wendet zuerst ein innerliches Arzneymittel an, und streut dann nach abgenommener Kruste ätzenden Quekksilbersublimat in die Wunde. Am andern Morgen findet der Bediente seinen Herrn todt im Bette. Der Tod dieses Mannes war aber eine Folge seines Vertrauens zu dem Charlatan; denn das Pulver, welches dieser in die Wunde streuete, war eines der heftigsten Gifte. — Durch das nämliche Gift wurde auch ein 8 jähriges Mädchen von einem

Quakksalber ums Leben gebracht. Dieser öffnete nämlich dem Kinde 2 Geschwüre am Nakken und am Hinterkopfe, und streuete nach Ausfluß des Eiters das vorhin gedachte Pulver ein. Das unglükkliche Mädchen starb nach wenig Tagen unter fürchterlichen Convulsionen. Nun sahen die Aeltern dieses Kindes wohl ein, daß ihr Pfarrer, der die Leute in den Kinderlehren oft vor Quakksalbern warnt, indem er ihnen sagt, daß diese Menschen von der Heilkunst nichts verstehen, und die unverschämtesten Betrüger sind, Recht habe; aber diese Einsicht kam leider! zu spät, und vermehrte nur den Schmerz über ihr verlornes Kind.

Nro. 15.

Zu Naumburg wollte einst die Mutter eines jungen Frauenzimmers Milch absieden. Sie kostete sie aber erst, ehe sie weitern Gebrauch davon machte, und sogleich empfand sie ein heftiges Brennen im Munde, worauf Uebelkeiten, Erbrechen und Ohnmachten erfolgten. Sogleich wurde der Hausarzt herbey geholt, und als dieser die Milch, von der die Frau gekostet hatte, untersuchte, fand er, daß sich das stärkste Gift, nämlich ätzender Sublimat darin befand. Nach einigen Tagen fand sich abermals ein Töpfchen mit vergifteter Milch in der Küche. Dieß erregte Verdacht auf die Magd, welche daher eingezogen und gerichtlich vernommen

wurde. Sie bekannte, daß sie bei der Tochter im Hause ein weißes Pulver gesehen, welches diese in Milch gethan und sich damit gewaschen habe, um ihre Haut schön zu erhalten. Von diesem Pulver habe sie denn genommen, es auch in Milch gethan, und sich aus gleichem Grunde damit gewaschen. Bey abermaliger Untersuchung fand sich wieder das stärkste ätzende Quekksilber Sublimat darin.

Nro. 16.

Der Wundarzt Hessner zu Kalten-Sondheim in Thüringen, 60 Jahr alt, litt manchmal an Magenschmerzen, gegen welche er eine gewisse Arzney in seiner Hausapotheke vorräthig hielt, die er dann immer, wenn sich die Schmerzen einstellten, zu gebrauchen pflegte. Einmal ward er in der Nacht von seinem Uebel befallen, und er ließ sich sogleich seine gewöhnliche Arzney durch jemanden herbey holen. Er nahm einen Schlukk davon, merkte aber gleich, daß hier nicht alles in der Ordnung sey, weil er sich augenblikklich äußerst übel befand. Als er nun das Glas und die Medicin beym Lichte näher besah, zeigte sichs, daß man ihm ein unrechtes Glas gebracht hatte, worin, statt seiner gewöhnlichen Magen-Arzney, ätzendes Sublimat-Wasser enthalten war. Er bekam am Kinn einen weißen Ausschlag, als wenn er zum Rasiren eingeseift worden wäre. Obgleich alsbald

die dienlichsten Rettungsmittel angewandt wurden; so wurde er doch mit jedem Tage kränker und elender, und nach 3 Wochen mußte er endlich seinen Geist aufgeben.

Nro. 17.

Der Wundarzt (Bader) H... in L... bey S... verordnete einem Kranken, zu dem er gerufen worden war, einige Gaben rothes niederschlagendes Pulver. Weil er aber der Gänge noch mehrere zu thun hatte, und deßhalb nicht erst wieder nach Hause gehen wollte, um die Pulver selbst zu holen — er hatte nämlich zugleich auch eine kleine Hausapotheke; so ließ er seiner Frau sagen, daß sie so und so viele rothe niederschlagende Pulver abwiegen und dem Patienten schikken sollte. Die Frau, die vermuthlich die lateinischen Aufschriften auf den Gläsern, Büchsen und Schachteln nicht lesen konnte, ergriff statt des niederschlagenden Pulvers rothen Quekksilber Präcipitat, indem beyde Arzneyen eine rothe Farbe haben, wog die verlangten Pulver ab, überschikkte sie dem Patienten, und dieser nahm sie nach der erhaltenen Vorschrift ein, ohne natürlicher Weise auch nur im Geringsten zu ahnen, daß ihm eines der heftigsten Gifte geschikkt worden sey. Ein schneller und schmerzhafter Tod war die Folge dieser unglükklichen Verwechslung.

Nro. 18.

Herr von Raikowich, Hauptmann des 2ten Wallachischen Grenzregiments zu Rodna, wurde am 12ten December 1812 von einem leichten Fieber überfallen. Der Arzt brachte ihm einige Chinapulver in Papieren. V. Raikowich nahm sie an, und legte sie unter seinen Tischspiegel, wo seit längerer Zeit Maüsegift (Arsenik), ebenfalls in einem Papiere lag. Des Morgens darauf nahm der Hauptmann, während er mit Leüten von seiner Kompagnie in Dienstangelegenheiten sprach, und im Zimmer auf- und abging, das Maüsegift statt der China, mischte es, ohne darauf zu sehen, mit Wasser und trank es hurtig aus. Nach Verlauf einer kurzen Zeit zeigten sich schon die Folgen dieser unverzeihlichen Unvorsichtig- und Unachtsamkeit. Vergeblich waren alle Bemühungen des Arztes, den Mann zu retten; er mußte am 5ten Tage unter schauervollen Leiden sterben. Unglükliches Opfer, seüfzete seine trauernde Gattin, als man die Leiche des geliebten Todten zu Grabe trug, unglükliches Opfer der Unachtsamkeit!

Nro. 19.

Am 4ten Januar 1809 — so meldeten öffentliche Blätter — hat sich in Theresienstadt ein höchst trauriger Fall ereignet, welcher aufs Neüe hinlänglich beweist, wie vorsichtig und bedachtsam

man mit allem, was der Gesundheit schädlich werden kann, umgehen soll. Der hiesige Bürgermeister Gregor von Kopunowits, ein rechtschaffener und von allen Einwohnern geliebter und geachteter Mann, fühlte sich an diesem Tage Nachmittags unpäßlich. Seiner Gewohnheit nach nahm er seine Zuflucht zu pulverisirtem Weinsteine, wovon er seiner Meinung nach noch einen kleinen Vorrath zum Hausgebrauche in einem Schranke hatte. Er schüttete einen Eßlöffel voll davon in ein Glas Wasser, und reichte selbiges, da sich seine Gemahlinn ebenfalls nicht wohl befand, derselben zum Genusse dar. Sie trank beynahe das Drittheil davon aus, und gab es ihrem Gemahl zurükk, der es dann bis auf den Grund ausleerte. In der Hoffnung, daß es sich nun mit ihnen bessern werde, begab er sich auf das Rathhaus; allein die Folgen des Trankes nöthigten ihn, bald wieder nach Hause zu gehen, wo er auch seine Gattinn, über heftige Leibesschmerzen klagend, schon im Bette fand. Er selbst empfand bald ähnliche Beschwerden, welche immer heftiger wurden, so daß er nach einem Arzte zu schikken sich genöthigt sah. Als dieser erschienen war, untersuchte er sogleich den Vorfall, und nun zeigte es sich, daß beyde Personen statt des vermeinten Weinsteines, Arsenikum zu sich genommen hatten. Ein unglükklicher Fehlgriff des Mannes, welcher in demselben Schranke nebst dem pulveri-

sirten Weinstein auch pulverisirten Arsenikum zur Vertreibung des Ungeziefers aufbewahrt hielt, hatte demselben dieses statt jenes in die Hände geführt. — Alle angewandte Hilfe blieb, da selbige im Verhältniß zu der Stärke der Dosis zu spät erfolgte, fruchtlos. Am folgen Morgen gaben beyde Gatten unter den heftigsten Schmerzen ihren Geist auf, und wurden, tief betrauert von allen Einwohnern, am 6ten Januar, Nachmittags, zur Ruhe bestattet.

Nro. 20.

Von Seiten des Amtes Fallersleben im Lüneburgischen wurde unter dem 5ten Februar 1809 folgender traurige Vorfall zur Warnung vor dem unvorsichtigen Gebrauche des unter dem Namen der Maüsebutter bekannten Giftes öffentlich angezeigt. Ein Bürger in dem Flekken Fallersleben hatte sich durch einen Boten aus Braunschweig von einem, ihm unbekannten, Friseür eine Maüsebutter kommen lassen, um die lästigen Maüse aus seinen Gebaüden zu vertreiben. Er hatte das Mittel mit der mündlichen Anweisung bekommen, daß es nur tödtlich für Ratten und Maüse, unschädlich aber für Menschen sey. Um seinen Zwekk zu erreichen, hielt er es für das Beste, wenn er das Gift in Honigkuchenteig bakkte, und so in seinem, hinter dem Hause befindlichen, Speicher den Ratten

und Maüsen hinlegte, auch zur Vorsicht noch mit Bretern bedekkte. Unglükklicher Weise aber spielt nun, nachdem dieses geschehen war, der ungefähr 11 jährige Sohn dieses Bürgers mit einem Spielkameraden vor der Thür des Speichers mit Knöpfen. Ein Knopf fällt zwischen die Thür des Speichers, welche, um den Knopf wieder zu hohlen, von ihnen geöffnet wird. Wie sie nun in dem Speicher herumgehen, und einer von ihnen von ungefähr an die Breter stößt, mit denen das Gift bedekkt ist, finden sie den mit Maüsebutter vermengten Honigkuchen-Teig, von dem sie sogleich naschen; jedoch der Knabe des Eigenthümers des Speichers nur wenig, sein Spielkamerade aber in ungleich stärkerm Grade. Beyde Knaben wurden bald darauf mit starkem Erbrechen befallen, derjenige jedoch, welcher weniger vom Gifte genossen hatte, und bey dem die Sache auch eher entdekkt wurde, ist durch baldige Ausleerung des Giftes gerettet worden; der andere hingegen, welcher sowohl mehr genascht, als auch die vom Genusse des Giftes entstandenen heftigen Schmerzen anfänglich verschwiegen, und dadurch der Wirkung des Giftes mehr Zeit gelassen hatte, war, aller angewandten ärztlichen Bemühungen ungeachtet, nicht zu retten, und starb am 3ten Tage, nachdem er unbeschreiblich viel gelitten hatte. Hätte dieser Knabe die Warnung, die er gewiß oft in der Schule gehört hatte, daß Kinder nicht von

Allem, was ihnen vor den Mund kommt und einen angenehmen Geschmakk hat, naschen sollen, besonders wenn sie die Näschereny nicht kennen, beherzigt; so würde er sein junges Leben nicht haben lassen müssen.

Nro. 21.

Im Jahre 1816 brachte zu Grätz eine Mutter ihr eignes Kind, ein 5 jähriges Mädchen, ums Leben. Das Kind hatte nämlich das Fieber, und die Mutter stand in dem Wahne, diese Krankheit könne man durch Fliegenstein vertreiben. Ohne also weiter jemand um Rath zu fragen, stieß sie eine Portion von dem gedachten Mineral, welches ein heftiges Gift nicht bloß für die Fliegen, sondern auch für die Menschen ist, zu Pulver, rührte es mit Wasser an, und gab dieß ihrem Kinde zu trinken. Es dauerte nicht lange, so wurde das arme Kind sterbenskrank, und unter den heftigsten Schmerzen mußte es endlich seinen Geist aufgeben.

Nro. 22.

Eine junge Bäkkersfrau zu K... bey L... stand in dem gräßlichen Wahne, man könne sich durch den schwarzen Arsenik (Fliegenstein) gesund und stark erhalten. Sie nahm also von diesem Gift

einst eine ziemliche Dosis zu sich; allein bald merkte sie, daß sie einen schrekklichen Irrthum für Wahrheit gehalten habe. Das Gift äußerte bald seinen fürchterlichen Wirkungen, und die Unglükkliche mußte auf eine jämmerliche Weise das Leben durch dasselbe Mittel endigen, durch welches sie es zu verlängern gehofft hatte.

Nro. 23.

Am 21. December 1810 ereignete sich in dem Fürstlich Schönburg = Waldenburgischen Amtsdorfe Schwaben folgende traurige Begebenheit: Der dasige Amtsrichter und Zimmermeister Birkholz, ein gesunder, blühender Mann von 52 Jahren, noch sehr brauchbar, und überall, wo man ihn kannte, beliebt, ward durch Unvorsichtigkeit vergiftet. Die Frau desselben hatte nämlich Tages vorher sogenannten Fliegenstein (schwarzen Arsenik) in einem schon sonst dazu gebrauchten Topfe aufgekocht, um ein, mit Ungeziefer behaftetes, Kalb damit zu waschen. Allein dazwischen gekommene Hindernisse hatten sie davon abgehalten, und so war jener Topf unter mehrern andern in der Küche stehen geblieben. Daher kam es denn, daß die Magd den Morgen darauf diesen Topf statt des gewöhnlichen Kaffeetopfes ergriff, und ihn der Frau in die Stube brachte. Diese nimmt die unglükkliche

Verwechslung nicht wahr, gießt zu dem Giftabsud, den sie für reines Wasser hält, anderes Wasser hinzu, und läßt nun den Kaffee in diesem Topfe durch die Magd vollends bereiten. Beyde Eheleute fangen bald darauf an zu trinken, kaum hat aber der Mann eine ganze, die Frau aber eine halbe Tasse zu sich genommen, als beyde, über den sonderbaren, brennenden Geschmakk verlegen, und fast zu gleicher Zeit von den heftigsten Leibschmerzen ergriffen, dem schrekklichen Irrthum auf die Spur kommen. Sogleich schikkt man in die, eine halbe Stunde entfernte, Stadt Waldenburg, um ärztliche Hilfe herbeyzuhohlen, und trinkt indessen frisch gemolkene Milch, so viel man im Stande ist. Der sehnlichst erwartete Arzt kam endlich, und die zwekkdienlichsten Mittel werden nun angewendet. Sie hatten indessen nur bey der Frau den erwünschten Erfolg; bey dem Manne blieben sie, vielleicht weil er des Giftes mehr getrunken hatte, fruchtlos. Sein Zustand war der traurigste, den man sich denken kann. Der wildeste Schmerz wühlte in seinem Innern, und so vergingen 28 der quallvollsten Stunden, bis er den 22sten December Mittags um 1 Uhr verschied.

Nro. 24.

In Berlin fanden einst einige Kinder in einem Papier eingewikkelte Rosinen auf der Straße. Naschhaft und lüstern, wie die Kinder sind, saümten die Finder dieser Näscherey nicht, sie auf der Stelle zu verzehren. Aber fast auf der Stelle wurden sie alle sterbenskrank, und das jüngste von ihnen, 4½ Jahr alt, war nach einer halben Stunde schon todt. Die übrigen wurden durch schnell angewandte Arzneymittel mit harter Mühe gerettet. Bey der Untersuchung zeigte es sich, daß die Rosinen durch Arsenik vergiftet gewesen, und vermuthlich von einem sogenannten Kammerjäger (Ratten- und Maüsefänger), die sich dergleichen Mittel zu bedienen pflegen, beym Hausieren verloren worden waren.

Nro. 25.

Zu Stendal gab vor noch nicht vielen Jahren ein Beamter ein großes Gastmahl, um dadurch den Geburtstag seiner Frau feyerlich zu begehen. Für die Damen, deren 20 an der Zahl waren, wurde zum Nachtisch ein besonderer, vorher durch Zukker, wie man glaubte, versüßter, Wein aufgetragen. Kaum hatten einige Damen von diesem Weine genossen, so wurden sie todkrank. Es entsteht Lärm in der frohen Gesellschaft, und man schikkt eilends

nach dem Arzte. Ehe aber dieser zur Stelle kommen konnte, waren schon 3 von den Kranken gestorben, und bald darauf starben noch 4 andere. Dieser Vorfall erregte gewaltiges Aufsehen und er wurde gerichtlich untersucht. Es ergab sich, daß der Beamte, welcher das Gastmahl angestellt, vorher Arsenik zur Vertilgung der Maüse aus der Apotheke hatte hohlen lassen. Aus unbegreiflicher Unvorsichtigkeit wurde dieses Gift in die Speisekammer gelegt, wo ihn dann die Köchinn, in der Meinung, es sey gestoßner Zukker, nahm, und unter den, für die zur Tafel geladenen Damen bestimmten, Wein mischte.

Nro. 26.

Aus Herborn schrieb man unter dem 15. Febr. 1785 Folgendes:

Vor kurzem zog eine Frau in hiesiger Stadt aus einem Quartier in ein anderes. Beym Ausraümen fand man eine Schachtel mit Ratten-Pillen, und da sie schon lange gestanden zu haben schienen, und man sie daher für verdorben, also für unwirksam hielt; so schüttete man sie als unbrauchbar zum Fenster hinaus. Einige Knaben, welche dieß bemerkten, fielen neügierig darüber her, und von ihrer Naschhaftigkeit getrieben, kosteten sie solche. Da sie fanden, daß sie süß schmekkten — sie waren nämlich mit Zukker vermischt — verzehrten sie mit

großem Wohlbehagen eine nach der andern. Bald versammelten sich mehrere andere Kinder um diese Näscher und — naschten auch mit ihnen. Sie gingen hierauf nach Hause, wo sie bald insgesammt erkrankten. Zum Glükk hatten einige von ihnen von dem giftigen Naschwerk etwas mit nach Hause gebracht, so daß der zu Hilfe gerufene Arzt bald die Ursache ihres Uebelbefindens leicht entdekken und die dienlichsten Rettungsmittel anwenden konnte. Indessen mußte doch einer dieser Knaben seine Lüsternheit mit dem Leben bezahlen, und die andern schwebten lange in Gefahr, ein gleiches Schikksal mit ihrem Kameraden zu haben. Bey der Untersuchung der Pillen ergab es sich, daß viel Arsenik darunter war.

Nro. 27.

Ein Bauer im Isarkreise des Königreichs Bayern kaufte von einem herumziehenden Olitätenkrämer ein Waschwasser gegen die Raude seiner Schaafe, und stellte die, in einem Kruge befindliche, Flüssigkeit in den Wandschrank der Wohnstube. Seine beyden Kinder, muntre Mädchen von 4 bis 6 Jahren, kamen bald, erhitzt vom Spiele, in die Stube, und, gewohnt im Schranke Milch zu finden, öffneten sie denselben, ergriffen den Krug mit dem Waschwasser und tranken daraus. Die

Unglükklichen starben bald unter fürchterlichen Schmerzen, bevor noch Hilfe herbeygeschafft werden konnte; denn die Aeltern, mit Feldarbeit beschäftigt, bemerkten das Unglükk zu spät. Durch gerichtliche Untersuchung ergab sich, daß das Waschwasser eine Auflösung des weißen Arseniks in Wasser war.

Nro. 28.

Zu Glükksthal im Herzogthum Meinungen hatte einst eine gewisse Frau H . . . g von einem Krämer aus dem Schwarzburgischen sogenanntes Kapuzinerpulver gekauft, um es bey etwa vorfallenden Krankheiten des Rindviehes zu gebrauchen. Dieses Pulver, das zum Theil Arsenik enthält, wurde, was freylich ein ganz unverzeihlicher Leichtsinn war, neben Temperirpulver *) hingelegt. Einst, als Frau H . . . g glaubte, von diesem letzteren (dem Temperirpulver) etwas einnehmen zu müssen, wollte sie darnach greifen, erwischte aber das Kapuzinerpulver und nahm davon ein. Sie spürte bald, nachdem sie dieß gethan hatte, ein gewaltiges Uebelbehagen, und entdekkte nun mit Entsetzen den schrekklichen Mißgriff. Sogleich wurde ein geschikkter Arzt herbeygerufen, und es wurde von ihm kein Mittel gespart, um dem verschlukkten Gifte

*) Ein Arzneymittel, das man einnimmt, um die allzugroße Wallung des Geblütes zu mäßigen.

seine Wirkung zu nehmen. Vergeblich waren alle seine Bemühungen! Die Natur der Kranken mußte der Heftigkeit des Giftes unterliegen. Die Unglükkliche fühlte ihr nahes Ende; sie nahm noch das heilige Abendmahl und Abschied von einem geliebten Gatten und von Kindern, die der Mutter noch lange bedurft hätten, und verschied zwar unter heftigen Schmerzen, doch mit vieler Ergebung. — Eine unbedeütende Kleinigkeit, zwei einzelne Wörter, hätten diese Frau vor dem ihr zugestoßnen Unglükk bewahren können. Hätte sie auf das eine Päkkchen geschrieben: Kapuzinerpulver, und auf das andere: Temperirpulver; so würde der Mißgriff schwerlich Statt gefunden haben. — An so einer Kleinigkeit hangt oft Leben und Tod! — Diese Unglükksgeschichte trug sich im December im Jahre 1800 zu.

Nro. 29.

Zu Erlebach, einem dem Herrn von Marschall-Greif zugehörigen Rittergute im Herzogthum Hildburghausen, hatte die Frau des Pachters B. weil sie sich einige Tage von Hause entfernt halten, und bey ihrer Schwägerinn zubringen wollte, die Besorgung der Wirthschaft ihrer jüngern Schwester übertragen. Diese findet in der Speisekammer ein Schüsselchen mit gepulvertem Arsenik, welcher zur Tödtung der Maüse aufgestellt

worden war. Hier kein Gift und keine Gefahr ahnend, hält sie den Arsenik für Mehl, nimmt ihn und richtet eine saure Brühe, worin Kartoffeln geschnitten wurden, zum Abendessen damit zu. Nicht weniger als 15 Personen aßen von diesem Giftgerichte, und alle fühlten sogleich Uibeligkeiten und Neigung zum Erbrechen. Niemand dachte an eine Vergiftung, niemand wußte Rath, bis des dasigen Gärtners Frau, welche eine sehr erfahrne und einsichtsvolle Person war, auf den darüber entstandenen Lärmen herbey eilte, vorlaůfig warme Milch in Menge trinken ließ, und die ganze Geschichte sogleich dem Gerichtshalter anzeigte. Dieser schikkte alsbald nach einem Arzte, der auch, sobald als möglich war, erschien, und die dienlichsten Mittel zur völligen Ausleerung des Giftes verordnete. Hierdurch wurden zwar alle 15 Personen beym Leben erhalten, aber einige kränkelten seit diesem Vorfalle, und sie hatten die traurige Aussicht, die Folgen dieser Vergiftung ihre ganze Lebenszeit hindurch tragen zu müssen.

Nro. 30.

Aus Thale, einem Halberstädtischen Dorfe, zog in den ersten Tagen des Jahres 1789 eine Herrschaft weg, und ließ einiges schlechte Geräthe zurükk. Unter diesem befand sich ein Teller, auf

welchem vorher Arsenik, den man für die Maüse aufgestellt hatte, befindlich war. Eine Frauensperson nahm diesen Teller zu sich. Bald darauf kam eine Nachbarinn und sprach sie um etwas Mehl an. Sie ergriff diesen Teller, ohne ihn vorher sorgfältig gereinigt zu haben, that das verlangte Mehl darauf, und gab ihn der Bittstellerinn. Diese nahm das Mehl zu einer eingebrannten Suppe und verzehrte solche mit ihrem 23 jährigen Sohne. Nicht lange nach dem Genusse dieser Mahlzeit stellten sich sehr schmerzhafte Zufälle bey diesen beyden Personen ein, und nach wenigen Stunden waren sie schon Leichen.

Nro. 31.

In dem Hause eines gewissen Bauern zu N. einem Dorfe bei Meinungen, hatten die Maüse so sehr überhand genommen, daß fast nichts von allen den Gegenständen, die ihnen zum Fraße dienen, vor ihnen mehr sicher war. Um sich diese beschwerlichen Gäste vom Halse zu schaffen, stellte man Giftwasser, (welche Flüssigkeit eine milchweiße Farbe hat,) an verschiedenen Orten des Hauses, insbesondere auch in der Küche auf. Am nächsten Tage darauf, nachdem man den Maüsen diese tödtliche Mahlzeit zubereitet hatte, wollte die Baüerinn ihrem 6 monatlichen Kinde eine Schale Kaffee reichen. Sie eilte deßhalb in die Küche, um von dorther ein

Töpfchen mit Milch zu hohlen. Aber in der Hast und in ihrer Unüberlegtheit griff sie nach dem Gefäße mit Gift, kehrte in die Stube zurükk, und schenkte ihrem Kinde den Tod ein. Denn dieses Giftwasser enthielt Arsenik, weßhalb das Kind bald darauf, nachdem es den mit Gift vermischten Kaffee getrunken hatte, fürchterliche Convulsionen (Zukkungen bekam), unter denen es verschied. Die Bäuerinn, die ihr Kind, welches noch dazu das einzige war, auf eine so jammervolle Weise hatte sterben sehen, konnte sich lange Zeit nicht zufrieden geben, und viele hundert Mahl bereüete und verwünschte sie ihre Unachtsamkeit und Unüberlegtheit. Insbesondere konnte sie sichs nicht vergeben, daß sie das Gift in der Küche, wo es so leicht unter Speisen kommen konnte, aufgestellt hatte.

Nro. 32.

Zu Reichenbach, im Voigtlande, ließ einst der Leinweber Grundmann taufen. Als man bey dem benachbarten Bäkker das, zu dem Kindstaufschmause nöthige, Bakkwerk abhohlte, war auch des Leinwebers 2 jähriges Knäblein mit dahin gelaufen. Während die Bäkkersfrau damit beschäftigt war, das verlangte Bakkwerk an die abgeschikkten Personen abzugeben, fand gedachtes Knäblein eine Tasse mit Fliegengift, die in der

Stube des Bäkkers unter einem Schranke stand. Die Flüssigkeit reitzte die Begierde des Kindes so, daß es davon trank, und erst nach dem es einige Züge gethan hatte, bemerkte die Bäkkersfrau, was vorging. Schnell schikkte man nach einem Arzte. Er kam und verordnete die dienlichsten Mittel; aber sie blieben dieß Mahl unwirksam, vermuthlich, weil das Kind sehr schwächlich war. Unter den heftigsten Zukkungen sahe man es eine halbe Stunde lang mit dem Tode ringen, und auf die qualvollste Art mußte es seinen Geist aufgeben. Der Schmerz der Aeltern, besonders der Mutter, und die Wehmuth der anwesenden Kindstaufgäste war unbeschreiblich.

Nro. 33.

In dem Dorfe Unterwurmbach bey Gunzenhausen spielten einst die Kinder eines Bauern, ein Knabe und ein Mädchen, Verstekkens. Indem das Mädchen hinter ein Bret kroch, fand es ein kleines Schüsselchen mit Schmalz. Auf den Ausruf: ey, was habe ich da! kam der Knabe herbeygelaufen und sahe neugierig den Fund des Mädchens an. Endlich griffen beyde Kinder, von ihrer Lüsternheit getrieben, zu, und aßen von dem Schmalze. Kurze Zeit hierauf mußten sie sich stark erbrechen, und wurden todkrank. In diesem Zustande trafen

sie die vom Felde nach Hause kommenden Aeltern an. Diese fragten gleich, ob sie etwa irgend etwas gegessen hätten. Ja, sagte der Knabe, draußen von dem Schüsselchen, welches in der Küche hinter dem Brete stand, haben wir gegessen. Ach Gott! rief die Mutter, das ist Mäusegift! Man laufe doch geschwind nach dem Chirurgus! Dieß geschah, und der Gerufene kam. Allein er konnte nur den Knaben retten; das Mädchen starb nach 2 Tagen.

Nro. 34.

Ein reicher und braver Handelsjude aus Grodno — Abraham Jacob hieß er — reisete im Jahre 1818 auf die Leipziger Messe. In der Hoffnung eines frohen Wiedersehens nahm er von seiner wakkern Frau und von seinen 5 gesunden und von ihm sehr geliebten Kindern Abschied. Aber ach! schon war der Grund zur Vereitlung seiner Hoffnung und zu unnennbarem Jammer für ihn gelegt! Er hatte vergessen, ein Päkkchen Arsenik, womit die Ratten im Hause vertilgt werden sollten, mit Sorgfalt zu verwahren. Eines seiner Kinder gerieth darüber — und in der Meinung, das weiße Ding sey Zukker, wirft es dieses heftige Gift in den Kaffee, um ihn recht zu versüßen. Unbesorgt trinken die Mutter und die übrigen Geschwister von dem vergifteten Getränke, und siehe da! alle 6 Personen mußten

eines jämmerlichen Todes sterben. Als der Vater die Nachricht von diesem höchst traurigen Vorfalle hörte, fiel er in die tiefste Schwermuth, nicht nur, weil er das Theüerste, das er besaß, verloren hatte, sondern auch, weil er sich sagen mußte: du bist durch deine Unachtsam- und Nachläßigkeit Schuld an dem Tode deiner geliebten Kinder und theüern Gattinn!

Nro. 35.

Im Jahre 1791 ereignete sich zu Merseburg folgender Unglücksfall:

Ein junger Mensch von etwa 14 Jahren, Namens Panzer, wurde sehr von Laüsen geplagt. Er hätte sich diese beschwerlichen und ekelhaften Gäste leicht vom Halse schaffen können, wenn er das Haar, welches man damahls lang und in Zöpfe geflochten trug, abgeschnitten und sich fleißig gekämmt hätte. Allein auf dieses Mittel verfiel er nicht; sondern fragte einen seiner ehemahligen Schulkameraden, wie er sich wohl von seiner Plage befreyen könne. O, sagte dieser, davon sollst du bald frey seyn! Diesen Nachmittag will ich dir ein Mittel bringen, das deine häßlichen Gäste bald vertreiben soll.

Am Nachmittage erhielt Panzer von seinem Freünde wirklich ein Pulver, das dieser Kobalt *)

*) Der Kobalt ist ein Mineral, das haüfig auch Arsenik in sich enthält.

nannte, mit der Anweisung, es unter die Pomade zu mischen, und dann die Haare fleißig damit einzuschmieren. Panzer nahm das Pulver an, und legte es, nichts Gefährliches in demselben ahnend, in das oberste Fach des sogenannten Schüsselbretes, das in der Stube seines Hauswirthes, eines braven Schlossermeisters, Namens Weber, an einer Wand befestigt war, ohne weiter etwas davon zu sagen.

Am andern Tage kochte sich Weber eine Biersuppe zu seiner Mittagsmahlzeit, und wollte sie versüßen durch eine Portion Farinzukker, den er an der nämlichen Stelle, wo Panzers Läusepulver lag, liegen hatte. Er griff darnach, erwischte aber statt des Zukkers das — gedachte Pulver, und schüttete es in seine Suppe. Die Frau eines Postillons, die gerade zugegen war, sagte: „Meister, was macht Er denn da? — das Pulver soll Farinzukker seyn? Wahrhaftig, das sieht mir nicht so aus! Ich rathe Ihm, die Suppe nicht zu essen, sondern sie wegzuschütten." Warum nicht gar! sagte Weber, ich werde doch Gottes Gabe nicht wegwerfen sollen! Kurz, der Mann verachtet guten Rath und ißt seine Suppe. Aber gar bald fühlt er, daß er wohlgethan hätte, wenn er den guten Rath angenommen und befolgt hätte. Ein heftiges Brennen im Unterleibe kündigte ihm sein nahes Ende an, und er starb wirklich den Tag darauf unter den heftigsten Schmerzen. Er war

ein Greis von 73 Jahren, und büßte die kurze Zeit, die ihm die Natur noch zu leben vergönnt hätte, durch diese Unvorsichtigkeit ein.

Der eine junge Mensch, der das Mittel vorgeschlagen und herbeygeschafft hatte, ging, aus Furcht vor der Strafe, unter die Soldaten, und der andere, ein Knabe von stiller und etwas ängstlicher Gemüthsart, quälte sich mit Vorwürfen, die er sich seiner Unvorsichtigkeit wegen machte. Freylich wußten beyde nicht, daß das Gift sey, was der eine zur Befreyung von einer Beschwerde vorgeschlagen, der andere gebrauchen wollte, sonst wären sie wahrscheinlich behutsamer damit umgegangen.

Nro. 36.

In einem Bürgershause zu Mühlhausen hatten die Mäuse und Ratten so überhand genommen, daß man sie durch Gift zu vertilgen beschloß. Man bäckt deshalb Kuchen, unter welche man Arsenik gemischt hatte, bestreuete sie mit Zukker, und legte sie dann an die Orte hin, wo man glaubte, daß die genannten Thiere darüber kommen würden. Einer von diesen Kuchen blieb übrig und die Magd des Hauses war unbesonnen genug, ihn bloß auf den Mist zu werfen, statt ihn tief einzugraben. Ein Haufen Kinder fanden diesen Kuchen, kosteten ihn, fanden ihn gut, und ihrer 16 aßen davon.

Wohl mochte ihnen in der Schule die Regel gegeben worden seyn, nicht alles, wenn es auch noch so gut aussehen oder schmekken sollte, ohne Unterschied zu genießen; allein sie machten es, wie es viele Kinder machen, sie handelten nicht nach dieser Regel. Sie mußten aber auch schwer für ihren Ungehorsam, und für ihre Unbesonnen= und Lüsternheit büßen; denn nicht lange nach dem Genusse der lokkenden Speise stellten sich die heftigsten Schmerzen bey ihnen ein, und nur der außerordentlichen Geschikklichkeit und Thätigkeit des noch zeitig genug herbeygerufenen Arztes war es zuzuschreiben, daß keines derselben das Leben verlor, wiewohl mehrere lange fortkränkelten.

Nro. 37.

Die Hutmacher brauchen zu ihrem Geschäfte auch Arsenik, der in Scheidewasser aufgelöst ist. Nun hatte einst die Gattinn eines Hutmachers ein Loth von diesem Gifte abgewogen, um es üblicher Massen auch in Scheidewasser aufzulösen. Aus Mangel an nöthiger Vorsicht blieb etwas davon auf dem Tische liegen. Bald darauf kam eines ihrer Kinder und legte ein Stükk Butterbrod auf die nämliche Stelle, nahm es dann wieder und aß es. Einige Stunden darauf zeigten sich die Spuren der Vergiftung. Man schikkte nach dem Arzte.

Dieser war aber nicht sogleich zu haben, und das Kind mußte jämmerlich sterben, und so ein trauriges Opfer der Unvorsichtigkeit seiner Mutter werden.

Nro. 38.

Am 4. Jan. 1826 kam Herr Doctor Brielmann zu Lüttich von einem Krankenbesuche nach Hause. Er fühlte sich nicht wohl und klagte über Brustschmerzen. Um diese zu lindern, verordnete er sich selbst einen Gummitrank. Er gab deßhalb einem seiner Schüler den Auftrag, aus einem bestimmten Schranke eine Portion pulverisirtes arabisches Gummi hervorzulangen, und solches der Magd zur Bereitung des Trankes zu geben. Dieß geschah, die Magd brachte den Trank und Brielmann that einen herzhaften Zug. So bald er das Glas vom Munde weggenommen hatte, fragte er die Magd, warum der Trank so häßlich schmekke? die Magd versuchte den Trank, um zu prüfen, ob er wirklich einen häßlichen Geschmakk habe. Sie fand ihn wirklich auch häßlich schmekkend. Nun wird weiter nachgeforscht, und siehe da! es ergibt sich, daß der junge Mensch statt Gummi pulverisirten Arsenik ergriffen und aus unbegreiflichem Leichtsinn die Aufschrift nicht beachtet hatte. Der unglükkliche Doctor starb schon nach einigen Stunden, die Magd aber, die von dem Tranke nur wenig gekostet hatte, wurde gerettet.

Nro. 39.

Ein wohlhabender Bauer aus einem Dorfe, unweit Danzig, wollte Hochzeit halten. Um gehörig geschmükkt in der Kirche zu erscheinen, wünschte er seine und seiner Braut Haare gepudert. In seinem Dorfe war kein Haarpuder zu haben. Da er nun zur Trauung nach Dirschau fahren mußte, wo sein Dorf eingepfarrt war, so hielt er auf dem Wege dahin bey einem Wirthshause an, und äußerte auch da seinen Wunsch, gepudert vor dem Altare zu erscheinen. Die gefällige Wirthinn eilt nach ihrer Kammer, um ihm ein Papiersäkkchen mit Puder zu hohlen, welchen er nach seiner Ankunft im Städtchen dazu gebrauchte, sich und seiner Braut die Haare zu pudern. So geschmükkt zog das Brautpaar nebst den Gästen in die Kirche; aber die Köpfe schwollen den Brautleüten plötzlich so gewaltig auf, daß die Trauung nicht konnte vorgenommen werden. Man hohlte einen Arzt, und dieser fand, daß der vermeintliche Puder Arsenik war. Beyde jungen Leüte wurden krank, und der Braütigam, der vielleicht allzuviel aufgestreüt hätte, starb nach einigen Tagen.

Nro. 40.

Vor kurzem kamen mehreren Pariser Aerzten höchst traurige Fälle vor, welche auf eine durch Arsenik bewirkte Vergiftung nach dem Genusse eines schönen blaulichen Zukkers schließen ließen. Sie untersuchten diesen Zukker sorgfältig, und fanden, daß seine lichtblauliche Farbe von beygemischter Schmalte herrühre. Die Schmalte wird aber aus einem Mineral, genannt Kobalt, verfertigt, welches Arsenik enthält. Der schöne, lichtblauliche Zukker wird also in den Fabriken, wo er verfertigt wird, mit einem der stärksten Gifte vergiftet. — Wer sollte nun noch lüstern nach dergleichen Zukker seyn?

Nro. 41.

Der Schullehrer V. zu Degersheim, Landgerichts Heidenheim in Bayern, verzehrte einst mit seiner Familie einen sogenannten Eyerplatz (Eyerkuchen), wozu Salat, aus des Schullehrers eigenem Garten genommen, als Beykost gegessen wurde. Nicht lange nach geendigter Mahlzeit empfanden alle Mitglieder der Familie ein gewisses Uebelbehagen, und bald darauf stellte sich bey ihnen ein sehr heftiges Brechen ein, wodurch alle genossenen Speisen wieder ausgeworfen wurden, und worauf das Uebelbehagen bald verschwand, und das Gefühl der Gesundheit wieder zurükkehrte.

Man wunderte sich zwar, daß die ganze Familie auf Ein Mahl von denselben übeln Zufällen befallen worden war, dachte aber nicht weiter über die Sache nach, und forschte nicht nach der Ursache der so plötzlich entstandenen Unpäßlichkeit.

Nach einigen Tagen werden dieselben Speisen zum Abendessen aufgesetzt und mit gutem Appetit verzehrt, und — siehe da! dieselben Zufälle stellten sich wieder ein. Auch jetzt forschte man nicht nach der Ursache derselben, und meinte, es sey dieß ein zufälliges Ereigniß. Als aber am nächsten Sonntag darauf ein Braten mit Salat verzehrt worden war, und dieselben Zufälle sich wieder einfanden, so kam man auf den Gedanken: der Salat müsse, etwa durch Mehlthau, oder durch sonst etwas, verdorben worden seyn, und eine der Gesundheit nachtheilige Eigenschaft angenommen haben. Es wurde daher in der Familie der Beschluß gefaßt, nichts mehr von diesem Salate zu genießen, sondern ihn wegzuschenken. Dieser Beschluß wurde vollzogen, doch legte man sich zugleich mit auf Kundschaft, um zu erfahren, ob dessen Genuß auch bey Andern üble Zufälle hervorbringe oder nicht. Das Resultat (Ergebniß) dieser Nachforschung war: alle, die von dem geschenkt erhaltenen Salate gegessen haben, haben ihn sehr mürbe und wohlschmekkend gefunden, und bey niemanden habe sein Genuß üble Folgen gehabt. Jetzt erst kam die Sache dem Schullehrer B.

sonderbar vor, und er erzählte sie einem seiner Amtsbrüder, der auf Besuch bey ihm einsprach, und ein sehr wohl unterrichteter und kenntnißreicher Mann war. Zugleich zeigte er auf das, gerade auf der Ofenbank stehende, Gefäß (ein kleines kupfernes Bekken), in welchem der Salat zubereitet und aufgetragen wurde, sagend; sehen Sie, Freund, immer dieses Bekken voll haben wir ausgegessen. So bald der Herr Amtsbruder dieses Gefäß erblikkt hatte, rief er aus: ja, das glaube ich gern, daß Ihnen übel wurde, wenn Sie Salat aus diesem Gefäß gegessen hatten! Dasselbe ist ja von Kupfer und unverzinnt; das Kupfer aber ist, wenn es aufgelöset in den menschlichen Körper kommt, ein wahres Gift. Nun ist der Essig, besonders wenn er scharf ist, ein Mittel, das Kupfer aufzulösen, wie das Wasser ein Mittel ist, Salz aufzulösen. Sie haben also mit ihrem Salate aufgelöstes Kupfer genossen, das, wenn Sie es nicht gleich wieder ausgebrochen hätten, Ihnen und Ihrer ganzen Familie den Tod hätte bringen können. Du mein Gott! rief hier der Schullehrer V. aus, wie muß ich mich und alle diejenigen bedauern, die keine Gelegenheit hatten und haben, zu lernen, was dem Leibe gesund oder nicht gesund ist. Durch solche Nicht-Kenntniß der schädlichen Dinge können ja wahrhaftig tausend und aber tausend Menschen in Lebensgefahr gerathen!

Das ist auch wirklich der Fall, entgegnete der verständige Amtsbruder, und es vergeht kein Jahr, wo nicht in den Zeitungen gemeldet wird, daß da und dort ein oder mehrere Menschen ums Leben gekommen sind, bloß weil sie die giftigen Eigenschaften dieses oder jenes Dinges nicht kannten.

Nro. 42.

Im Frühjahre 1824 stillte eine Familie im Saalfeldschen ihren Hunger mit Brod und gewöhnlichen Kuhkäsen. Nicht lange nach dem Genusse dieser Nahrungsmittel wurde die ganze Familie, bestehend aus 5 Personen, sterbenskrank. Die Krankheit äußerte sich durch heftige Leibschmerzen, Erbrechen, Schwindel, Zittern der Hände, kalten Schweiß und große Angst. Die schnell angewandte ärztliche Hilfe rettete diese Personen von dem nahen Tode.

Als man chemische Untersuchungen mit dem Käse, wovon diese Personen gegessen hatten, anstellte, fand sichs, daß demselben Kupfer beygemischt war, und man vermuthete, daß dieser Käs in kupfernen Gefäßen bereitet worden sey.

Nro. 43.

Ein junger Mann aß einst ein Ragout, das in einer verzinnten kupfernen Pfanne über Nacht gestanden hatte. Bald darauf wurde er von so heftigen Kolikschmerzen überfallen, daß er nach einem Arzte schikken mußte. Als dieser angekommen war und die nöthigen Erkundigungen eingezogen hatte, fand er, daß das Ragout durch aufgelöstes Kupfer vergiftet war. Er richtete seine Arzneyen nach diesem Umstande ein, und war so glükklich, dem jungen Manne das Leben zu erhalten. Allein mehrere Jahre hindurch litt dieser noch an Krämpfen, die eine Folge seiner Vergiftung waren.

Fast eben so ging es einst einem deütschen Fürsten, weil er von einem Ragout aß, das sein Koch von Mittag bis Abend in einem kupfernen Kasserol hatte stehen lassen.

Nro. 44.

Die Mönche des Klosters Engelberg litten einst insgesammt an einer grausamen Kolik. Sie hatten dabey Reitz zum Erbrechen, erbrachen auch oft gallige Flüssigkeiten, litten ferner an Verstopfungen, Blähungen, brennenden Schmerzen in der Gegend des Brustknochens. Einige waren auch in den Armen gelähmt und andere engbrüstig. Nachdem ihr Arzt, der berühmte Scheuchzer, der

eben diesen Vorfall bekannt gemacht hat, lange nachgedacht hatte, um zu erforschen, welches wohl die Ursache dieser übeln Zufälle seyn möchte, entdekkte er sie auf Ein Mahl in der Küche. Es befand sich nämlich daselbst bloß kupfernes und messingenes Küchengeschirr, wodurch die Speisen, die man den Mönchen vorsetzte, vergiftet wurden. Sobald nach dem Rathe des Arztes diese Geschirre aus der Küche verbannt, und die dienlichen Arzneymittel gebraucht worden waren, verschwanden allmählich die obengenannten Zufälle.

Nro. 45.

Ein Bedienter, der sich in seinen Nebenstunden mit Blasen des Waldhorns beschäftigte, bekam nach und nach Schmerzen in der Brust und im Unterleibe. Diese Schmerzen wurden endlich so heftig, daß er nimmer bleiben konnte. Es wurde daher ein Arzt gerufen. Nachdem dieser alle Umstände sorgfältig untersucht hatte, fand er, daß das Uebel von dem Grünspan (Kupferrost) herrührte, der sich nach und nach an dem Mundstükke des Waldhorns erzeugt hatte, und von dem Kranken, so oft er blies, theils mit dem Speichel verschlukkt, theils mit der Luft eingezogen worden war. Leider war das Uebel, als der Arzt gerufen wurde, schon unheilbar, und der arme Mann mußte daran sterben.

Nro. 46.

Eingemachten Gurken und Kapern pflegt man durch eine Beymischung von Kupfer eine schöne grüne Farbe zu geben und sie dadurch verkäuflicher zu machen. Eine solche Beymischung ist aber höchst schädlich und kann daher nie gerechtfertigt werden. Ja man sollte selbst von Polizey wegen dergleichen Beymischungen, als wahre Vergiftungen, zu verhindern suchen. Wie höchst nöthig dieses wäre, beweisen viele traurige Vorfälle, wovon wir hier nur einen anführen wollen.

Ein Mädchen, welches eingemachte Gurken, die auf die oben angegebene Art eine hübsche grüne Farbe erhalten hatten, mit vielem Appetit gegessen hatte, bekam bald darauf heftige Leibschmerzen, und 5 Tage nachher starkes Erbrechen; später schwoll ihr der Leib auf und am 9ten Tage starb sie.

Nro. 47.

Auf einem Mekklenburgischen Pächterhofe hatte eine sonst eben nicht unbedachtsame Wirthinn in einem kupfernen Kessel Pflaumen einkochen und diese dann in ein anderes Gefäß füllen lassen. Einiges davon, was sich rund um den Kessel angesetzt hatte, blieb die Nacht über darin stehen, und lösete durch seine Säure einen Theil des Kupfers auf, so daß Grünspan gebildet wurde. Am andern

Morgen nahten sich zwey lüsterne Mägde dem Kessel und verzehrten mit vieler Begierde den darin zurükkgebliebenen Rest Pflaumenmuß. Die Folgen dieser Lüsternheit stellten sich bald ein. Die eine Magd, welche zu Hause geblieben war, spürte kurz nach dem Genusse Uebelkeit und heftiges Reißen in den Gliedern, genas indessen, nachdem sie von einer hilfreichen Hand zeitig genug ein Brechmittel erhalten hatte. Die andere aber, welche aufs Feld gegangen war, fiel in den heftigsten Verzukkungen zu Boden. Man brachte sie nach Hause, und nur mit Mühe gelang es dem schnell herbeygerufenen Arzte, sie vom Tode zu retten. Sie lag mehrere Tage sehr krank darnieder.

Nro. 48.

Eine Bauersfrau legte einst ein Stükk gefrornes Brod auf den Helm einer kupfernen Branntweinblase, um es aufthauen zu lassen. Als das Brod vom Froste befreyt war, verzehrte sie es. Bald darauf wurde sie sehr krank, und es zeigten sich alle Spuren einer Vergiftung. Man schikkte nach einem Arzte; ehe aber dieser kommen konnte, war die Frau schon ein Raub des Todes. Wahrscheinlich befand sich an dem Helm der Branntweinblase Kupferrost, dieser hing sich an das Brod und vergiftete es.

Nro. 49.

Auf einem Landgute in der Gegend um Hamburg ließ einst die Hausfrau beym Abendessen auch einige Stükke kalten Fisches, die vom vorigen Tage übrig geblieben waren, mit auftragen. Kaum waren diese verzehrt, so beklagte sich die einzige Tochter dieser Frau über erstaunliche Uebelkeit, und fügte hinzu: „gewiß habe ich etwas Schädliches bekommen; die letzten Bissen, die ich genossen habe, hatten ganz den Grünspangeschmakk!“ Die Krankheit nahm mit jeder Minute zu, und es erfolgte ein heftiges Erbrechen, ohne daß dieß Linderung gewährte. Die Mutter dieses Kindes war in unbeschreiblicher Angst, da sie 4 Stunden von der Stadt entfernt war, wo ein Arzt wohnte, und also befürchten mußte, daß ihr Kind eher würde sterben müssen, als ärztliche Hilfe herbeygeschafft werden könnte. Endlich fiel ihr ein, das Noth- und Hilfsbüchlein nachzuschlagen; sie that dieß eiligst und fand darin, daß man solchen Patienten, die etwas Giftiges genossen haben, warme Milch zu trinken geben soll. Diesen Rath befolgte sie, und das Kind wurde gerettet, wiewohl der Arzt noch 4 ganze Wochen zu thun hatte, bis es ihm gelang, dasselbe ganz gesund wieder herzustellen. Bey genauerer Untersuchung ergab es sich, daß auf dem Stükkchen Fisch, welches das Kind gegessen hatte, ein silberner Löffel gelegen war, welcher aus Ver-

sehen 30 Stunden lang in Essig liegen geblieben und ganz mit Grünspan überzogen war *).

Nro. 50.

Zu Preußisch Minden wurde im Jahre 1819 ein Maurer, der grüne Farbe von der Wand eines Zimmers abgekratzt hatte, von einem heftigen Erbrechen und der Kolik befallen, und lag 8 Tage krank. Ein Dienstmädchen, welches die abgekratzte Farbe aus dem Zimmer gekehrt hatte, ohne dieses mit Wasser besprengt zu haben, fand der Arzt dem Tode nahe. Sie wurde als eine durch Mineral-Gift (Berggrün) Vergiftete behandelt und glükklich wieder hergestellt. Offenbar hat hier das bloße Einathmen des Staubes und das Niederschlukken des dadurch vergifteten Speichels diese Vergiftung bewirket.

---

*) Der Grünspan wird zwar durch Hilfe der Essigsäure aus Kupfer gemacht: allein da allem Silber, das man verarbeitet, mehr oder weniger Kupfer beygemischt wird, so konnte sich auch hier wirklich Grünspan erzeügen. Wie schädlich aber diese Farbe, wenn sie in den Magen kommt, werden könne, zeigt obiger Vorfall, nebst mehrern der vorhergehenden Geschichten, sehr deütlich.

Nro. 51.

Den Aerzten in Brüssel kamen seit einiger Zeit Krankheits-Formen vor, aus denen sie nicht recht klug werden konnten, und deren Heilung mit vielen Schwierigkeiten verbunden war. Nach vielen und fleißigen Nachforschungen fanden sie endlich, daß diese Krankheiten herrührten von dem Genusse solches Brodes, unter welches die dortigen Bäkker Kupfer-Sulphat, welches eine sehr giftige Substanz ist, gemischet hatten. Eigennutz war es, welcher diese Bäkker so ehr- und gottesvergessen und so ruchlos machte, daß sie diese Giftmischerey trieben. Denn wenn die gedachte giftige Substanz dem Mehle, aus dem man Brod bakken will, beygemischt wird, so werden folgende Vortheile dadurch gewonnen:

1) Das Brod bakkt um $\frac{2}{5}$ Zeit schneller, als gewöhnlich;

2) Es hält mehr Wasser und wiegt dadurch schwerer;

3) Es kann das schlechte Mehl dabey eben so leicht als das gute verwendet werden;

4) Es ist nicht nöthig, daß dem Teige Hefe, um das Aufgehen zu bewirken, zugesetzt werde.

Natürlich hat die Obrigkeit in Brüssel diese höchst strafbare Art, sich Vortheile zu verschaffen, den dortigen Bäkkern auf das Ernstlichste untersagt, und diejenigen von ihnen, die durch ihr vergiftetes

Brod ihren Mitbürgern bereits Leben und Gesundheit geraubt hatten, ins Zuchthaus gesperrt.

Nro. 52.

Ein Arzt zu Condé in Frankreich machte folgende Erfahrung im Jahre 1825 bekannt:

Ein Unfall, dem ich beynahe unterlegen wäre, verpflichtet mich, die Mittel bekannt zu machen, die mich einem gewissen Tode glükklich entrissen haben. Ich hatte in meinem Zimmer eine Flasche mit sehr starkem, blauen Vitriol gefüllt, und als ich vor wenig Tagen Abends nach Hause kam und etwas trinken wollte, hatte ich das Unglükk, diese Flasche im Dunkeln zu ergreifen, und stürzte ein Glas dieses giftigen Trankes hinab.

Schrekkliche Schmerzen und Ohnmachten waren die Folge, und eine Menge Milch, die ich sogleich hinunter stürzte, that keine Wirkung. Ich ließ hierauf das Weiße von 6 Eyern in einem Glas Wasser auflösen, trank diese Mischung und die heftigsten Schmerzen verschwanden sogleich. Nach einigen Minuten bewirkte ich ein Erbrechen, mit welchem ich die Eyweißmasse, grün gefärbt, von mir gab. Ich wiederholte dieses Verfahren so oft, bis die Masse weiß und ohne Metallgeruch abging.

Der Rest der Nacht war, mit Ausnahme einiger Kolikschmerzen, ruhig, und nach 24 Stunden war ich vollkommen hergestellt.

Da die Vergiftungen am Haüfigsten durch Unvorsichtigkeit beym Gebrauche kupferner oder messinger Kochgefäße geschehen, so beeile ich mich, ein Rettungsmittel bekannt zu machen, das so einfach und zuverlässig in seiner Wirkung ist. Auch in Vergiftungen mit ätzendem Sublimate kann dieses Mittel mit Erfolg angewendet werden.

Nro. 53.

Der Pfarrer H... in Z... war immer mit einer Hausapotheke versehen, und als einstens seine Frau sich in der Nacht nicht wohlbefand, wollte er sie einen Theelöffel voll Weinsteinrahm (Cremor Tartari) nehmen lassen. Er ließ durch die Magd, der er den Platz beschrieb, wo der Weinsteinrahm stehen sollte, einen Theelöffel voll bringen und seiner Frau eingeben. Dieß war nun freylich eine große, ja unverzeihliche Unvorsichtigkeit. Denn welcher vernünftige Mann würde bei einer solchen Gelegenheit nicht auf den Gedanken kommen: „eine Magd, die zu der Klasse von Leüten gehört, denen man durch bloße Beschreibung einen Gegenstand nie recht deütlich machen kann, könnte sich leicht vergreifen und eine andere, als die verlangte, Arzney bringen?“ Wirklich gerieth auch hier die Magd über ein unrechtes Gefäß und brachte der Frau Pfarrerinn statt Weinsteinrahm eine Portion Brechwein-

stein. Daher bekam denn auch bald darauf die unpäßliche Frau das heftigste Brechen und Laxiren mit den rasendsten Schmerzen im Unterleibe, so daß sie mehrere Stunden auf dem Nachtstuhle zubringen mußte, und man sicher glaubte, sie würde dabey ihren Geist aufgeben. Es wurden ihr indessen so viel schleimige und öhlige Dinge eingegeben, daß sie endlich doch noch gerettet wurde.

Nro. 54.

Ein Fabrikant in der Nähe von Rouen in Frankreich hatte ein Paket Zinnsalz (Stannum Muriaticum), das er bei seinem Geschäfte brauchte, gekauft, und solches aus Unachtsamkeit auf den Heerd in der Küche hingelegt. Die Köchinn hielt dieses Salz für Kochsalz und salzte damit die Speisen. Da man diese, als man sie genießen wollte, sehr übel schmekkend fand, und wenig davon essen konnte, so erkundigte sich der Herr des Hauses bey der Köchinn nach der Ursache davon, und da erfuhr er denn alsbald denn Irrthum. Sogleich wurde der Arzt herbey gerufen, und es gelang ihm, die durch das Zinnsalz Vergifteten und an heftiger Kolik Leidenden zu retten.

Nro. 55.

Von der höchst giftigen Eigenschaft des Bleyes, wenn es aufgelöset sich mit Speisen vermischt und mit solchen genossen, oder auch unter verschiedenen Gestalten äußerlich angewendet wird, erzählen berühmte Aerzte folgende Beyspiele:

1) Mehrere Menschen, die von einem weichen Käse aßen, der, mit Salz und Pfeffer bestreut, in einem alten, mit Bleyglasur überzogenen, Topfe im Keller aufbewahrt wurde, wurden sehr krank. Sie bekamen Koliken, Convulsionen (Zuckungen), heftiges Erbrechen, Schwindel, und sie wurden nur mit Mühe vom Tode errettet.

2) Eine Person, die von einer, in einem verzinnten Geschirr gebakknen, Pastete aß, bekam heftige Koliken. — Die Verzinnung enthält Bley, und die Rinde der Pastete hatte davon etwas in sich genommen.

3) Eine Frau in Halle, die 3 Eyer mit Brühe auf einem zinnernen Teller eine Zeit lang hatte stehen lassen, und sie dann verzehrte, bekam Zuckungen und starkes Erbrechen. — Das Zinn des Tellers war mit Bley versetzt.

4) 20 Jagdhunde, 40 Hühner, 50 Tauben, 40 Canarienvögel, 1 Ziege, 1 Hirschkalb, 2 Füchse, 3 Seidenhaasen, die aus irdenen, mit Bleyglasur überzogenen, Gefäßen gefüttert wurden, starben alle nach und nach dahin, während dergleichen Fälle

sich nicht ereigneten bey Thieren, die man aus Gefäßen von Steingut fütterte.

5) Ein Mädchen, das mit Bleyweiß gemachte weiße Schminke gebrauchte, starb an Zukkungen und Kolik, und ihre Mutter, die sich eben dieses Mittels bediente, litt an Lähmungen der obern Glieder.

6) Ein Jüngling, der gegen die Rose ein Bleyweiß-Pflaster aufgelegt hatte, starb an Lungen-Eiterung.

7) Ein einjähriges Kind, dem Bleyweiß auf eine offene Stelle seines Körpers (eine Schürfe) gestreut wurde, starb an Zukkungen.

8) Ein Soldat trank Liquor plumbi acetici, den er für Branntwein hielt. Er litt sogleich an Uebel- und Zerschlagenheit, die am dritten Tage in die heftigste Kolik übergingen, welche ihn noch an demselben Tage tödtete.

Anmerkung.

Nicht immer tödten die Bleygifte schnell, sondern sie untergraben gewöhnlich langsam die Gesundheit dadurch, daß sie entweder als feiner Staub, oder in Dunstgestalt eingeathmet, oder als Verunreinigung der Speisen und Getränke in sehr kleinen Portionen nach und nach verschlukkt werden; daher ist ihre Wirkung oft unmerklich, aber eben dadurch täuschen sie um so mehr und machen sich um so gefährlicher, weil man sich weniger davor in Acht nimmt, als vor schnellwirkenden Giften.

Nro. 56.

Herr Doktor Hufeland erzählt folgenden, ihm in seiner Praxis vorgekommenen, Fall:

Ein langrundes Fläschchen, worin ein berühmtes Pariser Schönheitswasser gewesen war, verirrte sich von der Toilette einer Dame auf den Küchentisch eines geringen Mannes. Hier wird es ohne vorhergegangene Reinigung gebraucht, um Essig zum Salat darin zu hohlen. Man speiset denselben Abends mit vielem Appetit; aber kaum sind zehn Minuten vergangen, so fängt die ganze Tischgesellschaft an, sich elend zu befinden. Vater, Mutter und 3 Kinder bekommen das allerheftigste Leibschneiden, Würgen, Erbrechen, Ohnmachten, aufgespannten Leib, und besonders scheint der Vater, der das Meiste vom Essig getrunken hatte, dem Tode nahe zu seyn. Nun ward ich gerufen. Alles, was ich sah, nöthigte mich, auf genommenes Gift zu schließen; aber niemand konnte sich auf etwas besinnen, bis ich endlich das Pariser Glas entdekkte, in welchem sich unten noch Spuren eines weiß-gelblichen Ansatzes zeigten, die, wie man mir sagte, vor dem Einfüllen des Weinessigs noch weit stärker gewesen waren. Ich schloß sogleich auf eine Bley- oder Quekksilber-Auflösung, richtete meine Mittel darnach ein, und nach einigen Stunden besserte sich alles; doch dauerte es noch einige Tage, ehe die armen Leüte sich von dem heftigen Angriffe des

Schönheitsmittels auf ihre Mägen und Eingeweide erhohlen konnten.

Ich halte es für Pflicht — fährt **Hufeland** fort — diesen Vorfall, der ohne die schleünigste Hilfe sehr traurig hätte ablaufen können, öffentlich bekannt zu machen, und zwar in zweyerley Absicht. Einmahl wird sie denjenigen, welche sich noch immer nicht von der Schädlichkeit jener so unschuldig scheinenden Waschwasser überzeügen wollen, unwidersprechlich darthun, daß keinem derselben zu trauen ist, und daß ihr Hauptbestandtheil immer Gift bleibt, der Name mag noch so einladend, Farbe und Geruch noch so schön und angenehm seyn. Denn welcher unbedeütende Ueberrest war noch in dieser Flasche, und wie schnell und schrekklich seine Wirkungen! Nur ein concentrirtes fressendes mineralisches Gift kann so wirken.

Zweytens mag sich jedermann warnen lassen, vorsichtig mit dergleichen Wassern und selbst mit den Gefäßen, worin sie sich befinden, umzugehen, um, wenn wir auch groß und vornehm genug sind, unser Leben der Schönheit aufzuopfern, nicht unsern armen Nebenmenschen, der so wenig von dem Werth oder Unwerth einer solchen Flasche weiß, daß er im Stande ist — Salatessig darin zu hohlen, der augenscheinlichsten Lebensgefahr auszusetzen.

Auch der längst verstorbene, sehr berühmte Holländische Arzt **Boerhave** erzählt von **sieben**

jungen Damen, welche an einer Schminke, worin Bley enthalten war, starben.

Nro. 57.

Ein Gärtner gebrauchte einst zum Heitzen seines Bakkofens von einem alten Gartenzaune abgebrochenes Holz, das mit Bleyweiß angestrichen gewesen war. Die Hitze verwandelte die Bleyweißfarbe in Dämpfe, die den ganzen Bakkofen anfüllten, und sich dann in das dahin gebrachte Brod zogen und es vergifteten. Neün Personen, welche von diesem Brode aßen, bekamen die schwersten Zufälle. Zwey davon verloren wirklich ihr Leben, die übrigen aber wurden noch mit vieler Mühe gerettet, nachdem man erst die wahre Ursache des Uebels entdekkt hatte.

Nro. 58.

Vor ungefähr einigen und vierzig Jahren geschah es, daß in einer kleinen Stadt des katholischen Deutschlands, auf Befehl eines eben an die Regierung gelangten aufgeklärten Fürsten, die sogenannte Charfreytags-Prozession völlig eingestellt werden mußte. Bey solchen Processionen war es üblich, allerley bemahlte hölzerne Figuren oder Bilder mitzutragen, welche die wichtigsten Personen des alten und neüen Testamentes vorstellten.

Da dieses dem Fürsten bekannt war, so fügte er den Befehl bey, alle diese, nunmehr überflüssigen, Bilder zu verbrennen.

So ungern dieses auch die Unterthanen sahen, so gehorsam willigte der wakkere Pfarrer des Städtchens ein, und gab seinem Schullehrer Befehl, alle zur Charfreytags-Prozession gehörigen Bilder zu verbrennen. Der Schullehrer war ein Mann, der alles nach seinem Vortheil berechnete, und auf den Einfall kam, die Bilder auf dem Heerde und im Ofen zu verbrennen, um sein Holz zu ersparen. Den folgenden Tag buk die Schullehrerinn Brod, wo dann gleich Gebrauch von den Bildern gemacht wurde; der Schullehrer hieb mehrere derselben zusammen und füllte mit den Trümmern den ganzen Bakkofen an. In einem Augenblikke war dieses mit Oehlfarben bestrichene Holzwerk in Flammen, was dem Schullehrer außerordentlich wohl gefiel.

Das Brod wurde nun in den erhitzten Ofen gebracht, und in der gehörigen Zeit darin ausgebakken. Es sah recht hübsch aus, und kaum konnten der Schullehrer, seine Frau und 4 Kinder die Zeit erwarten, bis es kalt war, um davon essen zu können. Endlich konnten sie ihr Verlangen darnach stillen; aber kaum hatten sie dieß gethan, so wurden sie plötzlich krank, bekamen Uebelkeit, heftige Leibschmerzen, anhaltendes Brechen und Durchfall. Die zwei kleinsten Kinder von 2 und 4 Jahren er-

brachen sich eine Stunde lang immerwährend fort, daß aus Mund und Nase haüfiges Blut kam, und beyde bald darauf ihren Geist aufgaben. Durch einen herbeygerufenen Arzt wurden die andern beyden Kinder nebst Vater und Mutter gerettet, sie blieben aber alle noch eine Zeit lang kränklich und elend. — Die vielen schädlichen, an den Bildern vorhanden gewesenen, Farben aus Grünspan, Bleyweiß, Mennig u. d. g. die sich beym Bakken in das Brod gezogen, haben alle diese Zufälle verursacht.

Nro. 59.

Am Allerseelentage des Jahres 1827 ereignete sich in einer sehr achtbaren Familie zu München der traurige Fall, daß 3 Kinder durch bemahltes Zukkerwerk, das sie genossen hatten, vergiftet wurden. Nur ein schnelles und heftiges Erbrechen, womit die Kinder befallen, und wodurch die vergifteten Näschereyen wieder ausgestoßen wurden, so wie die ohne Verzug angewandte ärztliche Hilfe konnten die armen kleinen vom Tode retten. Dieser Vorfall beweiset aufs Neüe, daß die Polizey ihre Aufsicht auch auf die Erzeügnisse der Zukkerbäkker ausdehnen sollte. Belehrungen, die in Wochenblättern über die giftige Beschaffenheit mancher Farben ertheilt werden, und Warnungen vor der Anwendung dieser Farben bey Eß- und Spielwaaren helfen in der

Regel bey Leuten nichts, die gewohnt sind, ihre Geschäfte nach alten Vorschriften zu betreiben, und die es gewöhnlich in ihrer groben Unwissenheit nicht glauben, wenn man ihnen sagt, daß diese oder jene Ingredienzen, deren sie sich zu ihren Fabrikaten bedienen, schädlich sind.

Auch zu Bokkenheim wurden um die Weihnachtszeit 1825 vierzehn Kinder todkrank, weil sie Zukkerwerk gegessen hatten, das mit giftigen Farben bemahlt war.

Nro. 60.

Am 25. December 1826 starb zu Küßnacht am Zürcher See ein 5 jähriges Mädchen auf eine traurige Weise. Es hatte ein Stükkchen Marzipan gegessen, das auch mit Königsgelb bemahlt war. In dieser Farbe hatte der Zukkerbäkker Gift zu seinem Bakkwerk gebracht, und wurde so, freylich ohne daß er es wußte, der Mörder dieses Kindes. Die Vergiftung wurde wohl sogleich erkannt, aber das Kind konnte doch nicht gerettet werden: es starb unter beständigem Erbrechen und in heftigen Zukkungen (Convulsionen).

Nro. 61.

Carlchen, ein recht munteres, braves Kind von 4 Jahren, das einzige Söhnlein eines Beamten in Franken, bekam am Weihnachtsfeste vom Großvater sein Christkindchen beschert, welches aus einer Menge Spielsachen und allerley Näschereyen von Zukker nebst mehrern herrlichen braunen und weißen Lebkuchen bestand. Da gab es hölzerne Pferde, Soldaten, Rasseln, Pfeifen, Trompeten, Waldhörnchen und noch viele andere Dinge, alle recht schön roth, gelb, grün, blau angestrichen; deßgleichen Männer zu Fuß und zu Pferde, Vögel und andere Thiere von Zukkerwerk ebenfalls mit allerley Farben bemahlt, und noch dazu mit Gold- und Silberschaum häufig geziert. So lange Carlchen auf der Welt war, war es noch nicht so lustig und vergnügt gewesen, als an diesem Christtage. Es ritt, trommelte, pfiff, blies bald auf der Trompete, bald auf dem Waldhorn, alles nach Herzenslust. War der kleine Reiter und Trompeter müde, so legte er eine kurze Zeit diese Spielsachen bey Seite und hielt sich einstweilen an die Näschereyen, von denen er bald dieses, bald jenes verzehrte. Diese Herrlichkeit dauerte den ganzen Tag fort.

Gegend Abend wurde das Kind verdrüßlich, es bekam Hitze, trank viel die Nacht hindurch, und erbrach sich etliche Mahl.

Den folgenden Morgen war das Kind wieder ziemlich munter. Um es noch aufgeraumter zu machen, nöthigten die Aeltern selbst das Kind zum Spielen und Essen der Zukkerwaaren, ohne zu ahnen, daß sie ihr geliebtes Carlchen dadurch vergiften und tödten würden. Abends wurde das Kind wieder krank; es außerten sich die nämlichen Zufälle, wie den vorhergehenden Abend, nur anhaltender und in stärkerm Grade; doch tröstete man sich und hoffte, es würde nichts zu bedeuten haben, und wieder von selbst gut werden, wie das erste Mahl auch. Allein diese Hoffnung schlug fehl, und das Kind war des Morgens beym Erwachen sehr krank.

Es wurde nun nach einem Arzte geschikkt, der aber, weil er weit entfernt wohnte, und eben zu einem andern Patienten verreiset war, erst gegen Abend ankommen konnte. Nach genauer Untersuchung gab dieser die giftigen Farben an den Zukkerwaaren und Spielsachen als Ursache der Krankheit an. An den Mundstükken der Trompete und des Waldhorns war wirklich die Farbe beym Blasen völlig abgelekkt worden.

Der Arzt wandte noch seine Geschikklichkeit mit möglichstem Fleiße an, um das Kind zu retten; jedoch es war schon zu spät und alle angewandte Kunst vergeblich. Nachts gegen 11 Uhr verschied Carlchen unter heftigen Zukkungen.

Ueber diesen schmerzhaften Verlust des einzigen Sohnes waren die Aeltern untröstlich, rannten wie von Sinnen weinend und jammernd im Hause umher, zumahl, da sie sich einbildeten, der junge Arzt habe die Krankheit ihres Kindes verkannt, und unrecht behandelt, und sie nicht glauben konnten, daß ein bischen Farbe an Zukkernäschereyen und Spielwerk ein Kind vergiften könne. Um sich zu rechtfertigen, kam der Arzt auf den Einfall, einige Vögel herbey bringen zu lassen und diese vor den Augen des Beamten und seiner Frau mit den nämlichen gefärbten Zukkerwaaren zu füttern, worauf diese Thierchen in kurzer Zeit unter Zukkungen starben.

Der Amtmann und seine Frau machten hierüber große Augen, und standen voll Verwunderung da über die giftige Eigenschaft dieser Farben, gaben dem Arzte nun ihren völligen Beyfall, und versicherten, daß sie es unendlich bereuen und beklagen, daß sie nie Gelegenheit hatten, etwas von der giftigen Eigenschaft dieser Farben zu hören. „Wie unglükklich, sagte der Vater, sind wir durch den Mangel dieser Kenntniß geworden! Ich habe in meinem Leben so manches gelernt, was mir keinen Pfifferling nützt, und gerade was mir sehr nützlich gewesen wäre, die Kenntniß der Gifte, davon hat man mir nichts gesagt! O verkehrte Welt!"

Anmerkung.

Bey dieser Gelegenheit machen wir unsern Lesern bekannt die **schädlichen Farben**, deren Anwendung in Nro. 46. des Intelligenzblattes für den Rezatkreis, Jahrgang 1823, verboten ist.

Weiß: Bleyweiß, Kremserweiß, Schieferweiß.

Gelb: Operment, Rauschgelb, Königsgelb, Kaßlergelb, Neapelgelb, Bleygelb, Gummigutt.

Grün: Grünspan, Braunschweigergrün, Berggrün, Bremergrün, Schwedisches oder Scheel'sches Grün.

Blau: Blaue Stärke oder Smalte, Bergblau, Berliner Blau und alles Blau, welches aus Kupfervitriol mit Salmiak und Kalk bereitet wird.

Roth: Zinnober, Mennig.

Gold- und Silberfarbe: Unächtes oder Schaumgold, unächtes oder Schaumsilber.

Die im Handel unter dem Namen: **Schwedisches oder Scheel'sches Grün**, vorkommende Farbe ist nichts anderes, als das

Schweinfurter Grün.

Dieses Farbmaterial besteht aus einer Mischung von Kupferoxyd und Arsenik. Es gibt den damit ausgemalten Zimmern zwar eine äußerst schöne grüne Farbe, aber auch bald einen hervorstechenden, sehr widrigen knoblauchartigen Geruch. Die Gegenwart arsenikalischer Dünste in der Zimmerluft ist dann unbestreitbar, und wenn gleich die Quantität solcher arsenikalischer Ausdünstungen hin und wieder nur sehr gering seyn mag,

so bleibt doch allemal gewiß, daß der Arsenik, selbst in diesem fein aufgelösten Zustande von zerstörender Wirkung auf den thierischen Organismus seyn muß. Tapeten von dieser Farbe gewähren gleiche Nachtheile. Schon unterm 12. Januar 1815 hat das königliche Preussische Ministerium des Innern Warnung wegen des Gebrauchs dieser Farbe erlassen.

In Rücksicht der vielen Unglücksfälle, die durch die vorhin genannten Farben schon veranlaßt worden sind, ist daher in Oestreich das Ueberstreichen derjenigen Stoffe, welche den menschlichen Körper berühren sollen, mit Mineralfarben, die Kupfer, Arsenik, Bley, Zink und andere giftige Metalle enthalten, so wie das Steifen oder Stärken von Stoffen mit Stärke, welcher solche Mineralfarben beygemischt sind, bey Wegnahme der Waaren verboten worden.

Nro. 62.

Im Jahr 1773 geschah es zu Närde in Holland, daß ein dasiger Herr, Namens Nording, für sich, seine Tochter und eine Magd Erdäpfel zubereiten ließ. Kaum hatten sie diese Speise gegessen, so überfiel sie alle eine Unpäßlichkeit, und weil diese sich schnell vermehrte, so ließ er alsbald einen Arzt kommen. Dieser merkte sogleich, daß sie Gift genossen hatten, und gab ihnen daher Brechmittel. Bey der Jungfer that es die gewünschte Wirkung, und die Magd kam auch davon:

Herr Nording aber starb um halb drey Uhr nach Tische. Der Hund des Hauses half sich durch Brechen, aber die Katze crepirte. Am folgenden Tage fand man nun, daß im Keller neben den Erdäpfeln das Wurzelwerk von allerhand Blumengewächsen lag, unter andern auch vom Sturmhut, dessen Wurzeln den Erdäpfeln etwas ähnlich und überaus giftig sind. Dergleichen nun hatte die Magd mit den Erdäpfeln gekocht.

Nro. 63.

Im Jahr 1791 ereignete sich zu Erlangen in der Heuernte folgender Vorfall:

Ein Müller hatte die Herbstzeitlose (Colchicum autumnale L.) auf seiner Wiese ausreißen und auf einen Haufen werfen lassen, weil er gehört hatte, daß es ein dem Vieh schädliches Gewächs sey. Die Frau eines armen Taglöhners, Namens Green, sieht den Haufen weggeworfenen Grases, wie sie es nannte, liegen, und bittet den Müller um die Erlaubniß, es nehmen zu dürfen. Dieser gewährt ihr ihre Bitte, sagt ihr aber zugleich, daß er dieses Gewächs für schädlich halte. Gemeine und unwissende Leute achten aber selten auf Warnungen und gute Rathschläge; insbesondere dann nicht, wenn sie in Befolgung dieser Rathschläge einen, sey es auch noch so kleinen, wahren oder

vermeintlichen, Vortheil aus den Händen lassen mußten. Dieses war denn auch der Fall bey der erwähnten Taglöhners Frau. Sie nahm den Haufen des gedachen Krautes mit nach Hause und warf es ihren 3 Kühen, von denen sie sich und ihre ganze Familie nähren mußte, zum Fressen vor. Die Kühe fraßen; aber bald darauf starb eine nach der andern, und die Familie kam so um ihre Nahrungsquelle.

Gedachte Herbstzeitlose wächst zwar auf vielen Wiesen und kommt also häufig unter das Heu, ohne daß die Bauersleute üble Wirkungen an ihrem Vieh davon verspürten. Dieses mag aber daher kommen, weil das Gewächs getrokknet und zwar unter anderm vielen guten Futter von dem Vieh genossen wird. In der erzählten Geschichte wurde es aber frisch oder eigentlich nur etwas abgewelkt und in großer Menge den Kühen vorgeworfen.

Nro. 64.

Im Dorfe Schlotten, auf der Stiftsherrschaft Gradlitz in Böhmen, kam an einem heitern Abend im Monat Juni 1813 der etwa 5 Jahr alte Sohn des Bauers Baudisch mit einem Stükk Butterbrod in der Hand und einer Tasche voll der eben reifenden Samenkörner der Herbstzeitlose zu dem 3½ Jahr alten Sohn des Bauers Hanauske. „Gib mir auch ein paar Nüßchen," sagt der kleine

Hanauske, und Baudisch gab ihm Nüßchen, d. i. Samenkörner der Herbstzeitlose. Nun aßen die beyden Kleinen mit einander Nüßchen. Hanauske ohne, Baudisch mit Brod. Eine halbe Stunde darnach wurde dem Hanauske übel. Er lief nach Hause, und bekam heftiges Erbrechen und Laxiren. Seine Aeltern muthmaßten nichts Schlimmes, am allerwenigsten eine Vergiftung, und forschten daher auch weiter gar nicht nach der Ursache des Uebelbefindens, riefen auch den nahen Arzt nicht herbey; sondern gebrauchten bloß einige Hausmittel. Das Erbrechen legte sich, aber Blähungen und Verhärtungen traten ein, und bald auch Zukkungen und Krämpfe. Jetzt erst, Abends um 10 Uhr, riefen die bestürzten Aeltern den Arzt. Dieser erschien sogleich, erkannte die Vergiftung und wandte die dienstlichsten Rettungsmittel an; aber — es war zu spät. Um 11 Uhr starb der Knabe.

Dem kleinen Baudisch widerfuhr nichts Schlimmes, vermuthlich weil das Gift in das Butterbrod mehr eingewikkelt worden war.

Nro. 65.

Im Jahr 1810 wurde zu Ulm vor einem Wirthshause ein Wagen frisches Heu abgeladen. Sogleich versammelten sich, wie öfters zu geschehen pflegt, mehrere Kinder um denselben, um dabey sich herum zu tummeln. Zufällig findet eins die Samenkapsel der Herbstzeitlose, welche man dort Heudüte oder Heuzukker und auf dem Lande Kuheüter nennt. Diese gefiel den Kindern und schien ihnen mit den, in abgetheilten Fächern enthaltenen, schwarzen Samenkörnern ein angenehmes Spielzeug abzugeben. Begierig suchten sie daher, noch mehrere zu finden, und fanden zu ihrem Unglükke nur zu viele. Denn nicht lange hatten sie damit gespielt, so fiel es einem von ihnen ein, diese runden Körner zu essen, und auch seine Gespielen dazu zu verleiten. Allein bald zeigten sich die Folgen ihrer unglükklichen Naschhaftigkeit. Alle bekamen heftiges Brennen und Schmerzen im Magen, und in kurzer Zeit wurde ihnen der Leib äußerst aufgetrieben. Die bestürzten Aeltern wußten Anfangs nicht, was sie hierzu sagen oder thun sollten; endlich aber, als sie auf die Spur gekommen waren, daß der Grund dieser Erscheinung in dem Genusse schädlicher Dinge zu suchen sey, wendeten sie das, gegen alle Arten von Vergiftungen gewöhnliche und nächste Mittel an, sie ließen nämlich die Kinder warme Milch trinken,

bis ärztliche Hilfe geleistet wurde. Dadurch wurden die meisten zwar gerettet; eines davon aber, ein Knabe von 5 Jahren, dessen Aeltern, arme Taglöhner, diese Aufmerksamkeit und Einsicht nicht hatten, mußte noch an demselben Tag unter schrekklichen Leiden und besonders brennendem Durste, der durchaus nicht gestillt werden konnte, seinen Geist aufgeben.

Nro. 66.

Der berühmte Schwedische Naturforscher Linné erzählt: Eine Mutter hatte eine fieberkranke Tochter. Die Mutter glaubte, ein abführendes Mittel möchte wohl die Tochter von der Krankheit befreyen und gab ihr daher 12 Kellerhals- oder Seidelbastbeeren (Daphne mezereum L.) ein. Das Mädchen bekam aber auf den Genuß dieser Beeren so heftiges Erbrechen, daß es Blut auswarf und bald darauf starb.

Nro. 67.

Vor dem Teltower Thore zu Potsdam liegt das Lazareth des königlichen großen Waisenhauses. Aus diesem Hause waren einst 4 Kinder auf eine benachbarte Schneidemühle gegangen. In der Nähe dieser Mühle fanden sie mehrere von der Ruthe ausgespielte Wurzeln, die sie für Pastinak-

oder Selleriewurzeln hielten. Voll Freude über diesen Fund nahmen sie die Wurzeln auf, und kehrten damit ins Lazareth zurükk. Hier schnitten sie sie in Scheibchen, ließen sie an dem heißen Ofen braten, und verzehrten sie. Bald darauf wurden diese 4 Kinder sterbenskrank. Der Arzt, geheimer Rath Freese, der die Oberaufsicht über das Lazareth hatte, wurde von dem Vorfall benachrichtigt. Er kam und fand bald, daß die Kinder keine Selleriewurzeln, sondern die Wurzeln des äußerst giftigen schwarzen Bilsenkrautes (Hyosciamus niger. L.) genossen hatten. Sogleich verordnete er die dienlichsten Arzneymittel. Es gelang ihm, 3 dieser Kinder zu retten; das 4te aber, das sich die gebratenen Scheibchen besonders gut hatte schmekken lassen, mußte schon nach einer halben Stunde unter den entsetzlichsten Schmerzen seinen Geist aufgeben.

Nro. 68.

An den meisten Orten herrscht unter den Kindern die Gewohnheit, die Mohnköpfe, deren sie habhaft werden, aufzumachen, und den herausgenommenen Samen zu verschlukken, ob dieser gleich keinen eigentlichen Reitz auf der Zunge verursacht. Indem also die Kinder diesen Samen verschlukken, folgen sie entweder dem Triebe der Nachahmung, oder einem gewissen kindischen Muthwillen, oder auch

einer gewissen Art von Gefräßigkeit. Gedachte Gewohnheit hatten auch die Kinder eines Soldaten, die einst zu Potsdam an der Stadtmauer spielten. Sie fanden daselbst die Samenkapseln des schwarzen Bilsenkrautes, und in der Meinung, daß es Mohnkapseln wären, verschlukken sie die darin enthaltenen Samenkörner um die Wette.

Nach geendigtem Spiele kamen sie vergnügt nach Hause, und niemand bemerkte an ihnen eine Spur irgend eines Uebelbefindens. Allein in der Nacht, als das genossene Gift angefangen hatte zu wirken, sprangen sie aus dem Bette, liefen in der Stube herum, und wollten vor Angst auf die Straße laufen. Die erschrokkene Mutter schikkt sogleich nach dem Regimentsfeldscheer, um zu erfahren, was sie mit den Kindern anfangen solle. Dieser kam, und er merkte sogleich, daß sie etwas Giftiges müßten gegessen haben. Er ließ sie ein Brechpulver einnehmen, die Körner gingen fort, und die Kinder wurden gerettet. Aber sollte sich nun wohl ein vernünftiger Mensch vorstellen, daß die Mutter, welche nicht begreifen konnte, wie diese kleinen Körner eine so schrekkliche Wirkung haben könnten, auf den tollen (anders kann man ihn nicht nennen) Einfall gerieth, selbst etwas von diesem Samen, ohne Vorwissen des Regiments-Feldscheers, zu nehmen? Sie hatte dabey geglaubt, als eine erwachsene Person müsse sie mehr nehmen,

als die Kinder, wenn es wirken sollte, und nahm eine so reichliche Portion, daß sie bey allen angewandten Rettungsmitteln bald nachher ihr Leben lassen mußte.

Nro. 69.

In einem Kloster hatte man einst aus Versehen unter Cichorienwurzeln auch Bilsenkrautwurzeln als Salat aufgetragen. Die saftigen Wurzeln mundeten den Herrn Mönchen, und sie aßen nach Herzenslust davon. Wohlgesättigt legten sie sich zu Bette. In Kurzem aber fing einer nach dem andern an zu klagen, der eine über Schwindel, der andere über Trokkenheit im Munde und im Schlunde und der dritte über Leibschmerzen. Einer konnte die Ausdörrung durch alles Gurgeln nicht mildern, und es schien ihm die Zunge wie auf Kohlen geröstet zu seyn. Die meisten waren entweder betäubt oder bildeten sich allerley Ungereimtheiten ein. So kam es z. B. dem einen vor, als hätte er Haselnüsse in dem Munde, die er aufbeißen müßte; der andere bildete sich ein, als wäre er Herkules und bemühte sich, den Stubenofen statt eines Baumes herauszureißen; und dem dritten kam es vor, als wenn die Buchstaben seines Gebetbuches lauter Ameisen wären, die herumliefen. Der herbeygerufene Klosterarzt kam bald auf die

wahre Ursache dieser seltsamen Erscheinungen und verordnete die dienlichen Mittel dagegen. Die Herren Mönche wurden alle bis auf einen, der sichs vorzüglich gut hatte schmekken lassen, gerettet, welches Glükk hauptsächlich dem Umstande mit zuzuschreiben war, daß die Wurzeln mit Oehl, Salz und Essig genossen wurden; denn diese Dinge milderten die Heftigkeit des Giftes in Etwas.

Nro. 70.

In Pfarrkirche, einem ansehnlichen Marktflekken in Bayern, hatte eine Brauerswittwe einen Brauknecht im Dienste, dem ein Sud Bier umschlug. Dieser Oberknecht erzählte gelegentlich einem Materialisten (eine Art Krämer, die hausiren gehen), es sey ihm die Fatalität begegnet, daß sein Bier nicht helle werden wolle. Der Materialist sagt ihm, daß dieß ja öfter geschähe, er wolle ihm da bald helfen, und ihm etwas geben, daß das Bier klar machen würde. Der Brauknecht gebrauchte das Mittel. Das Bier wurde zwar helle; aber 13 Personen, die davon getrunken hatten, starben; mehrere andere wurden davon krank, einige davon genasen wieder, andere kränkelten fort. Der Materialist und der Brauknecht waren unter der Zahl der Gestorbenen, und man hat nicht herausbringen können, woraus das unter das Bier

gemischte Klärungsmittel bestand. Einige behaupteten, es wäre Spiesglas und Bilsenkrautsamen gewesen.

Nro. 71.

Zu Lippehne in Schlesien hat sich im Jahre 1827 der Unglükksfall ereignet, daß ein 5 Wochen altes Kind von seiner eigenen Mutter vergiftet wurde. Die Art der Vergiftung war folgende: Das Kind schrie Tag und Nacht fort und ließ der Mutter wenig Ruhe. Da gab ihr eine alte Nachbarsfrau den Rath, einen trokkenen Mohnkopf in Milch abzukochen und von diesem Absude von Zeit zu Zeit dem Kinde ein paar Eßlöffel voll einzuflößen. Die Mutter, der es unbekannt war, daß der in den Mohnköpfen enthaltene getrokknete Saft betaubend ist und giftige Eigenschaften besitzt, folglich für das Leben junger Kinder leicht tödtlich werden kann, befolgte den unglükkseligen Rath, und siehe da! nach 24 Stunden war das Kind, ungeachtet der angewandten ärztlichen Hülfe, ein Raub des Todes.

Nro. 72.

In Turin entwendeten 1784 ein Kammermädchen und ein Bedienter in einem vornehmen Hause eine Flasche voll Kirschlorbeerwasser *), weil sie glaubten, dieß müsse etwas sehr Köstliches seyn. Zu diesem Glauben wurden sie aber durch den Umstand gebracht, daß diese Flüssigkeit so sorgfältig aufbewahrt war. Um nicht ertappt zu werden, tranken sie hastig, eins nach dem andern, einige Schlukk davon; — allein nur zu bald kam die Strafe ihrer Untreue über sie, denn sie starben auf der Stelle unter Convulsionen. Die schädliche Substanz, welche in der gedachten Flüssigkeit enthalten war, war Blausäure; diese Säure ist aber eines von den allerheftigsten Giften, wie sowohl diese, als die folgenden 4 Geschichten beweisen. Da nun dieses Gift enthalten ist nicht nur im Berlinerblau, woher es seinen Namen hat; sondern auch a) in den Blättern des Kirschlorbeerbaumes, b) in der Rinde des Traubenkirschbaumes (Prunus Padus) c) in den bittern Mandeln, d) in den Pfirsich-, Aprikosen-, Kirsch- Pflaumen- und Orangenkernen; so hat sich jedermann sorgfältig vor dem Genusse der gedachten Dinge zu hüten, und deßhalb auch

*) Ein, in den Apotheken zu findendes, Arzneymittel, welches verfertigt wird, indem man die Blätter des Kirschlorbeerbaumes ins Wasser thut und dieses destellirt.

mißtrauisch zu seyn gegen den Kirschgeist, Mandelliqueur und Persico, weil diese geistigen Flüssigkeiten über die vorhin genannten Kerne abgezogen werden, folglich Blausäure, wenn auch nur in geringer Menge, enthalten. Zwar können unsere Leser einwenden und sagen: viele Menschen trinken Kirschgeist, Persico 2c. ohne daß sich bedenkliche Folgen bey ihnen äußern. Allein das Gift der Kirschlorbeerblätter, der bittern Mandeln, der Aprikosen= Pfirsich= und Kirschkerne kann auch als langsam tödtendes Gift wirken. Den Aerzten sind Beyspiele bekannt von Menschen, die nach dem täglichen Genusse von Branntwein, der über Kirschlorbeerblätter abgezogen war, nach und nach abmagerten, zunächst Lähmung der Zunge bekamen und nach einigen Jahren, am Körper gelähmt, starben.

Anmerkung.

Da man sich der bittern Mandeln gar häufig auch in der Küche bedient, so mögen folgende, von verschiedenen Aerzten angestellte, Versuche zur Belehrung und Warnung unserer Leser hier stehen.

1) Einer jungen Katze wurde ein Drachme zerriebener bitterer Mandeln gegeben. Sie zog bald die Hinterpfoten ein, wurde lahm, und bekam Anfälle von Epilepsie (hinfallender Sucht); einige Stunden nachher starb sie.

2) Einer Taube wurde etwas weniger als 1 Drachme bitterer Mandeln gegeben. Bald schwollen Kopf und Hals

an, die Federn richteten sich empor, der Kopf drehte sich nach dem Rükken, es trat Empfindungslosigkeit und bald darauf der Tod ein.

3) Einem Hunde wurden 20 zerschnittene bittere Mandeln in den Magen gebracht. Das Thier bekam nach einer halben Stunde Schwindel, Schwäche an den hintern Beinen, und starb nach 6 Stunden.

4) Auf eine von der Haut entblößete Stelle an dem Schenkel eines Hundes von mittlerer Größe wurden 6 gröblich gepulverte bittere Mandeln gelegt; nach 4 Tagen starb das Thier.

5) Einem 14 Tag alten Hunde wurde nur 1 Tropfen ätherisches Oehl von gedachten Mandeln gegeben, und das Thier fiel sogleich um, bekam Zukkungen und starb nach 2 Stunden.

Daß aber die bittern Mandeln nicht etwa bloß Thieren, sondern auch Menschen ein Gift sind, beweist der Umstand, daß ein Knabe in Berlin, der mehrere dergleichen Kerne gegessen hatte, plötzlich krank wurde, und alle Zeichen einer Vergiftung an sich trug. Der Doktor Wolfart, der zeitig genug herbey gerufen wurde, behandelte diesen Knaben, und er war so glükklich, ihn zu retten, indem er ihm alle Viertelstunden 5 Tropfen von einem passenden Gegengifte gab.

Nro. 73.

Ein Chemiker in der Schweitz hatte einst einen Besuch von einem Fremden auf seinem Zimmer. Beyde Männer unterhielten sich über die Blausaüre und als ihr Gespräch zu Ende war, gingen sie mit einander weg. Eine Flasche, in welcher Blausaüre, in Weingeist aufgelöst, enthalten war, blieb auf dem Tische stehen. Die Magd kam nach der Entfernung der beyden Männer in das Zimmer, um etwas daselbst in Ordnung zu bringen, und da sie ihrer, durch den geistigen Geruch aufgeregten, Lüsternheit nicht widerstehen konnte, so schenkte sie sich geschwind ein kleines Gläschen voll aus der Flasche ein und trank es hastig aus. In diesem Augenblicke trat ihr Herr ins Zimmer. Er merkte sogleich, was vorgefallen war, und rief bestürzt aus: Unglükkliche, was hast du gethan! Er erhielt aber keine Antwort mehr, und in einigen Augenblikken fiel die Näscherinn zu Boden und blieb entseelt liegen.

Nro. 74.

Vor nicht gar langer Zeit wurde in Berlin ein Verbrecher ergriffen. Kaum hatte ihn der Häscher einige Schritte weit geführt, so zog er (der Verbrecher) ein Gläschen aus der Tasche, und da er dasselbe nicht sogleich öffnen konnte, so

brach er dessen Hals ab, und nahm, noch ehe man es hindern konnte, eine geringe Menge der darin enthalten gewesenen Flüssigkeit. Er that keine 3 Schritte mehr, so stürzte er todt hin. Bei der Untersuchung fand man, daß Blausaüre im Gläschen war.

Nro. 75.

Der Apotheker Dr. Scharinger in Wien wollte einst (es war im Jahre 1814) in einer Vorlesung seinen Zuhörern Blausaüre, die er nach einer besondern Methode (nach Gay - Lusac) zubereitet hatte, vorzeigen. Es begegnete ihm hiebey das Unglükk, daß er das Glas, worin sie war, zerbrach, und sich mit den Scherben verwundete. Dadurch vermischte sich etwas Blausaüre mit seinem Blute, und der Erfolg davon war — der Tod nach Verlauf einer Stunde.

Nro. 76.

Im Juni 1828 war in den Zeitungen folgende Nachricht enthalten:

Vor einem Monat ereignete sich in St. Petersburg ein höchst trauriger Zufall. Die erwachsene Tochter sehr achtbarer Ehegatten aß Orangen, und verzehrte zugleich viele, vorher aufgebissene, Kerne derselben mit. Es dauerte nicht lange, so wurde

das Mädchen todkrank, und ohne daß die herbeygerufenen Aerzte Hilfe schaffen konnten, verschied es nach 14 Stunden unter den heftigsten Convulsionen. Den Tod dieser Person schrieben die Aerzte den in Menge genossenen Orangen-Kernen zu. Diese Kerne enthalten nämlich, wie oben schon bemerkt worden, Blausäure, und können daher, wenn sie in Menge genossen werden, sehr üble Zufälle im Körper, ja selbst den Tod verursachen.

Nro. 77.

Ein fünfjähriger Knabe zu Berlin kam zufälliger Weise in einen Garten, worin auch Taxus- oder Eibenbäume (Taxus baccata L.) zur Zierde standen. Die schönen rothen Beeren, die diese Bäume tragen, und die damahls gerade in der Reife standen, erregten des Knaben Lüsternheit, und er aß davon eine große Menge. Bald darauf wurde er krank; er bekam über den ganzen Körper Flekken, wie Flöhbisse groß, aber von ganz dunkler Farbe. Dabey befand er sich anfangs noch ziemlich munter, außer daß er etwas aufgedunsen war, bleich aussah, und Beschwerden auf der Brust fühlte, wobey er heißer sprach. Nach und nach verlor er immermehr von seinen Kräften, er konnte nicht mehr auf den Füßen stehen, und es stellte sich ein Fieber ein. Seine Lippen fingen an sehr

zu schwellen, besonders die Oberlippe, und nahmen eine schwarzbraune Farbe an. Auf ein Mahl trat die äußerste Schwäche ein, die sich in ungefähr 16 Stunden mit dem Tode endigte. Die ganze Krankheit hatte 14 Tage gedauert.

Nro. 78.

Am Abend des 28sten Augusts 1827 genoß Christian Weiß zu Penke in Schlesien mit seiner Familie Pilze, welche er an diesem Tage selbst gesammelt, sein Eheweib aber selbst bereitet hatte. Einige dieser Pilze waren der Frau verdächtig geworden, weil der Stiel unten viel dikker war, oben aber dünner als gewöhnlich ihr geschienen, und der Hut hellgrüne Färbung gehabt hatte. Sie äußerte hierüber ihre Bedenklichkeit gegen ihren Mann, und wollte die verdächtigen Schwämme wegwerfen. Der Mann erwiederte: ey, warum nicht gar! Richte du nur diese Pilze mit zu, denn meine Mutter hat dergleichen oft gegessen, und sie haben ihr nichts geschadet. Die Frau folgte der Weisung ihres Mannes, machte das Pilzengericht zurecht, und setzte es zum Abendessen auf. Was nicht von der Familie verzehrt wurde, bekam der Hofhund. Bald traten aber bey der ganzen Familie Zufälle ein, aus denen man schließen konnte, daß die genossenen Schwämme mußten giftig gewesen

seyn. Anstatt aber schnell nach dem Arzte zu schikken, begnügten sich die Unglükklichen in ihrer Einfalt und Unwissenheit damit, die unpassenden Mittel anzuwenden, die ihnen ihre eben so einfältigen und unwissenden Nachbarn anriethen. So geschahe es denn, daß bis zum 29sten früh, wo der Arzt erst gerufen wurde, der Mann, die Frau, ein Kind von 2½, ein anderes von 4½ Jahre und der Hofhund todt waren. Hätte man den Arzt sogleich, als sich die schlimmen Zufälle einstellten, herbey hohlen lassen; so wären diese 4 Menschen wahrscheinlich am Leben erhalten worden.

Nro. 79.

Eine Mailänder Zeitung vom Jahre 1826 erzählt mehrere Beyspiele von Vergiftung durch Schwämme. In der Gemeinde Conpolago bey Varresa starben in einer Familie 4 Personen unter 6, welche Schwämme genossen hatten; eben so ein junges Mädchen in einer andern Familie.

Nro. 80.

Eine, aus einem Gutsbesitzer, seiner Gattinn, seiner Mutter und 6 Kindern bestehende, Familie zu Porto Ferrajo auf der Insel Elba aß am 22sten Decbr. 1824 Abends ein Gericht Schwämme. Am folgenden Tage empfand der Mann heftiges

Bauchgrimmen, und erbrach sich, worauf die Schmerzen nachließen. Seine Familie befand sich wohl. In der Nacht vom 23sten auf den 24sten erneuerten sich seine Schmerzen, und zu gleicher Zeit wurde auch seine Familie damit befallen. Ein Arzt wurde sogleich gerufen; es war aber schon zu spät. Am 24sten starben unter schmerzhaften Krämpfen die 2 jüngsten Kinder; am folgenden Tage 3 ihrer ältern Geschwister mit der 70 jährigen Großmutter; am 26sten verschied der Vater, dem am folgenden Morgen, ebenfalls unter schrekklichen Schmerzen, seine Ehegattinn folgte. Nur eine Tochter von 14 Jahren, welche nur wenig von der Speise genossen, und sich gleich darauf starke Bewegung gemacht hatte, wurde gerettet. — Bey der Section fand man als Ursache ihres qualvollen Todes die genossenen Schwämme, welche unter die giftigen Arten gehörten.

Nro. 81.

Vor mehrern Jahren ging die Frau des Maurermeisters Johann Hakker zu Kadolzburg im Rezatkreise in den Wald, um Schwämme zum Essen zu sammeln. Sie brachte eine ziemliche Menge zusammen, machte sie zu Hause zurecht, und aß nebst ihren 5 Kindern davon. Nach Verlauf einer Viertelstunde traten bey diesen 6 Personen sehr schlimme

Zufälle ein, z. B. Bewußtlosigkeit, heftige Zuckungen, Aufschwellen des Leibes rc. und die Frau mußte, ungeachtet der ärztlichen Hilfe, nach 8 Tagen sterben. Die Kinder aber wurden durch die Bemühungen der Landgerichts = Assessorinn Senf daselbst, die ihnen häufig Milch zu trinken gab (die Frau trank weniger Milch, anfangs Branntwein), noch gerettet. Vermuthlich hatte die Frau unter ihre eßbaren Schwämme auch mehrere giftige gebracht, und sich dadurch den Tod zugezogen. Wenigstens that der Arzt den Ausspruch, daß unter den genossenen Schwämmen auch giftige gewesen seyn.

Nro. 82.

Aus Bourdeaux, einer berühmten Stadt in Frankreich, meldeten vor einigen Jahren die Zeitungen, daß sich im Dorfe St. Christoly eine ganze Familie durch den Genuß giftiger Schwämme unglükklich gemacht habe. Der Familienvater Drouillard ging in den Wald, um Schwämme zu hohlen. Er brachte eine ziemliche Menge nach Hause, sie wurden gekocht, und die ganze Familie speiste davon. Aber bald fanden Anzeichen einer Vergiftung Statt, und in wenig Stunden starben 4 Kinder und ihr unglükklicher Vater hinter einander weg. Die Mutter und ein Kind wurden gerettet.

Nro. 83.

Zu Sulz im Elsaß schikkte im Jahre 1817 eine Frau ihre 11 jährige Tochter aus, um Champinions (eßbare Schwämme) zu suchen. Das Mädchen vollzog den Befehl der Mutter. Die gesammelten Schwämme wurden zugerichtet, und die ganze Familie, aus 5 Personen bestehend, fiel, weil sie lange gehungert hatte, mit heftiger Begierde über das aufgetragene Gericht her, und verzehrte es. Es dauerte nicht lange, so wurden alle 5 Personen krank, und noch ehe Hilfe geschafft werden konnte, waren sie todt. Aus der gerichtlich angestellten Untersuchung ergab sich, daß unter den eingesammelten Schwämmen auch giftige waren.

Nro. 84.

Am 6ten Juli 1808 hatte der Webermeister Raupach zu Pfaffendorf bey Landshut in Schlesien nebst seiner aus 6 Personen bestehenden Familie ein Gericht Schwämme genossen, worunter aus Unkunde auch der braunkappige Fliegenschwamm gekommen war. Einige Stunden nach dem Genusse dieses Gerichtes bekamen alle 7 Personen, die daran Theil genommen hatten, leichten, doch vorübergehenden Schwindel, der aber allmählich anhaltender wurde, und sie Betrunkenen ähnlich machte. Zwey von den jüngern Kindern

liefen, hüpften, sangen und machten gar wundersame Geberden; wurden dann blaß, und fielen in eine gänzliche Sinn- und Fühllosigkeit. Bey einem andern Kinde entstand Blindheit, die erst einige Stunden nach völlig zurükgekehrtem Bewußtseyn auf Ein Mahl verschwand. Die beyden Aeltern, ob schon sie zuweilen mit der Sprache nicht fortkommen konnten, behielten doch größtentheils ihr Bewußtseyn. Man schikkte nach einem Arzte, und dieser verordnete Brechmittel, wodurch die Krankheit gehoben und das Leben der Vergifteten erhalten wurde.

Nro. 85.

Im Dorfe Bischwind, Landgerichts Sulzheim in Franken, aß am 1sten September 1808 ein Taglöhner mit seiner Frau und seinem Bruder zum Mittagsmahl ein Gericht sogenannter Fliegenschwämme, in der Meinung, daß es eßbare Schwämme wären; auch seinem kleinen kaum einjährigen Kinde wurde davon zu essen gegeben. Nachmittags um 4 Uhr fühlte bey der Arbeit der Bruder ein Uebelbehagen, und befand sich in der Nacht sehr krank an Erbrechen und Durchfall. Der Taglöhner kam bey der Rükkehr von der Arbeit seiner Mutter wie ein Betrunkener vor, und wurde etwas später von denselben Zufällen befallen.

Dasselbe begegnete seiner Frau und dem Kinde, welche beyde in der Nacht vom 2ten auf den 3ten September starben. Gegen Morgen starb auch der Taglöhner selbst. Bey der Untersuchung dieser Leichname lebte der Bruder noch, war auch noch so besonnen, daß er den erwähnten Hergang mit Umständen angeben konnte, und schien der Rettung nahe zu seyn; allein den 4. September in der Frühe verschied er gleichfalls. Alle diese Individuen waren sonst von starker und gesunder Leibeskonstitution; der Mann 30 Jahre alt, dessen Frau und Bruder in den 20ger Jahren.

Anmerkung.

Von Unglükksfällen, die durch den Genuß giftiger Schwämme veranlaßt worden sind, könnten wir ein ganzes Buch voll schreiben; denn es vergeht kein Jahr, wo nicht in der Nähe und in der Ferne einzelne Personen oder ganze Familien durch solchen Genuß ums Leben kommen. So viele traurige Vorfälle dieser Art sollten wohl jeden Vernünftigen bestimmen, daß er sich zum Grundsatz machte: lieber ganz und gar keine Schwämme zu essen, als sich der Gefahr auszusetzen, sich durch den Genuß solcher Lebensmittel zu vergiften. Es wäre um so nöthiger, daß jedermann diesen Grundsatz annähme und befolgte, da die giftigen und ungiftigen Schwämme oft einander sehr ähnlich und daher schwer von einander zu unterscheiden sind.

Nro. 86.

Der Herr Doctor Jahn, Kreis-Physikus zu Güstrow, wurde mehrfalls zu Kranken gerufen, deren Krankheit so beschaffen war, daß er eine Vergiftung vermuthen mußte. Indessen konnte er durch all sein Nachfragen und Nachforschen auf nichts kommen, das seine Vermuthung zur Gewißheit erhob. Keiner der Kranken konnte sich entsinnen, etwas gegessen oder getrunken zu haben, worauf ihm übel oder weh geworden wäre, auch war keiner derselben in dem Falle, mit giftigen Substanzen umgehen zu müssen. Nach vielem Nachforschen gelang es endlich doch dem scharfsinnigen und geschikkten Doctor, herauszubringen, daß die Krankheit seiner Patienten herrühre von den Ausdünstungen des wuchernden Holzschwammes (Merulius destruens Pers.) der in den Wohnungen der Kranken häufig wuchs. — In einer öffentlichen Schrift machte Hr. Doctor Jahn seine Erfahrungen bekannt, und forderte jedermann auf, gedachten Holzschwamm, wo er sich nur immerhin in einer Wohnung zeigen möge, sogleich zu zerstören und auszurotten, weil seine Ausdünstung ein tödtliches Gift für Menschen werden könne.

Anmerkung.

Der zerstörende oder wuchernde Holzschwamm, auch Kehrfaltenschwamm genannt, wächst in feuchten, dumpfen Wohnungen auf gezimmerten Holze, verbreitet

sich darauf in sehr beträchtlicher Ausdehnung, und zerstört es in kurzer Zeit. Er ist gelblich, röthlich, bildet ein unregelmäßiges, weit fortkriechendes Netz, schwitzt aus seinem aufgeschwollenen, weißlich wolligen Rande Safttropfen aus, und verbreitet zugleich einen widerlichen, den Kopf einnehmenden Schwammgeruch. Er verursacht Eingenommenheit des Kopfes, allgemeine Abspannung der Kräfte, Trägheit, Betaübung, Schläfrigkeit, Schwerhörigkeit, Neigung zum Erbrechen, Aufschwellen des Halses, Schwämmchen in diesem und im Munde, und der Ausgang kann tödtlich seyn.

Es werden bisweilen ganze Familien von diesen Uebeln ergriffen, ohne daß der Arzt den Grund davon auffinden kann, weil gedachter Schwamm in feüchten Erdgeschoßen oft hinter getäfelten Wänden, hinter Schränken, ja sogar unter dem Fußboden sich erzeügt und sich nur durch einen moderigen Geruch verräth.

In solchen Fällen ist es nothwendig, daß man das Breterwerk aufreiße und mit neüem ersetze. Am besten ist es, wenn man das neüe trokkene Holzwerk an Stellen, wo der Holzschwamm gerne zum Vorschein kömmt, mit Oehlfirniß, oder mit einer Auflösung von Colophonium in Leinöhlfirniß heiß überstreicht, und die Raüme zwischen den Balken und Bretern mit Kohlenpulver und trokkenem Schutt ausfüllt, und den Luftzug, so gut es nur seyn kann, befördert.

Nro. 87.

In Ostindien wächst ein Baum, dessen reife Früchte goldgelb und von der Gestalt und Größe unserer Aprikosen sind. In ihrem Innern haben sie Kerne, welche der Form nach einer ganz platt gedrükkten Kugel von einem halben Zoll im Durchmesser gleichen. Diese Kerne nennt man Krähen-Augen, auch Brechnüsse (nuces vomicae), und sind in unsern Apotheken zu haben. Man glaubt gewöhnlich, daß diese Kerne nur für blindgeborne Thiere ein Gift seyen. Allein der folgende Vorfall beweist, daß sie auch dem Menschen tödtlich werden können.

Ein pensionirter Unteroffizier zu Berlin hohlte zur Tödtung der Ratten und Mäuse ein Loth pulverisirte Krähenaugen aus einer der dortigen Apotheken. Als einem allgemein bekannten und sichern Manne *) gab man ihm das verlangte Mittel unweigerlich. Er gebrauchte einen Theil davon zu dem angegebenen Zwekke, und wikkelte den Rest in ein Papier, und legte dieses in ein Weinglas, das in der Stube auf einem Ekkbretchen stand. Bald darauf hohlte der nämliche Mann aus eben derselben Apotheke ein Laxirpulver für seinen (ein-

*) In Ländern, wo eine gute Polizey herrscht, ist nämlich Apothekern geboten, keine giftigen Waaren aus ihrer Apotheke an unbekannte oder liederliche Personen abzureichen.

zigen) 16 jährigen Sohn, und legte es bis zum Gebrauche in die Nähe jenes Krähenaugenpulvers. Am Morgen darauf will die Mutter, während dem der Vater noch im Bette liegt, das Laxirpulver nehmen und es einrühren, um es dem Sohne einzugeben. Unglükklicher Weise ergreift sie aber das Krähenaugenpulver und macht dieses für den Sohn zurecht. Dieser, der dieß gewahr wird, sagt zur Mutter: ist dieses wohl auch das rechte Pulver? Mich däucht die Gabe sey zu stark (des Pulvers sey zu viel)! Allein die Mutter beruhigte ihn, und er verschlukkte das Dargereichte. Nach etwa ¾ Stunden zeigen sich Convulsionen, Erstarrung der Glieder und Betaübung aller Sinne. Nun erst wird man die unglükkliche Verwechslung der Pulver gewahr. Ein heftiger Schrekken ergreift die Aeltern. Man gibt dem Kranken Milch und Oehl, aber vergeblich. Man laüft nach dem Arzt, dieser kommt und verordnet sogleich ein Brechmittel: aber jezt war schon eine Lähmung aller Glieder und eine Erstarrung eingetreten, die es unmöglich machte, das Brechpulver ihm beyzubringen. Der junge Mensch wurde ein Opfer der Unvorsichtigkeit seiner Aeltern, die ihn zärtlich liebten, und von ihm, weil sie, was sie nur vermochten, an ihn gewendet hatten, für ihr Alter Unterstützung erwarteten und zu erwarten Ursache hatten.

Nro. 88.

Eine Frau aus Farnbach bey Nürnberg fand einst in einem Walde, durch welchen sie ging, Wolfskirschen (Atropa bella donna L.) Da sie nicht wußte, daß dieses äußerst giftige Beeren sind, so aß sie viele davon, und that auch mehrere in das Körbchen, welches sie bey sich hatte, und nahm sie mit nach Hause. Hier zeigte sie sie ihrer Tochter und ihrem Schwiegersohne und versicherte, daß sie recht süß wären. Allein diese erkannten sogleich die giftige Frucht, und warnten die Alte vor ihrem Genusse. Diese setzte sich nun an ihr Spinnrad. Sie hatte aber noch nicht lange gearbeitet, so fing sie schon an, über Schwindel im Kopfe zu klagen. Bald darauf wurde sie betäubt, fing an irre zu reden, und langte immer auf die Erde, als wenn sie etwas abpflükken wollte. Nun wurde der Chirurgus und dann ein Arzt gehohlt. Diese gaben ihr Brechwasser, worauf sie viele Wolfskirschen wegbrach. Dann verordneten sie noch einige andere Mittel: allein es war schon zu spät. Sie redete immer mehr irre, klagte über innerliche Qual und Schmerzen, es erfolgten Zukkungen, der Hals wurde ihr so enge, daß sie keine Flüssigkeit mehr hinunter bringen konnte, sie verlor die Sprache, und starb endlich 2 Tage nach dem Genusse erwähnter Beeren.

Nro. 89.

Zwei Knaben und ein Mädchen brachten einst ihren Vätern, welche im Walde Harz sammelten, das Mittagsbrod. Als sie wieder nach Hause gekommen waren, taumelten sie wie Betrunkene herum, und hatten so heftigen Durst, daß sie ihn gar nicht löschen konnten, ob sie gleich viel Wasser tranken. Endlich fingen die beyden Knaben gar an, irre zu reden und fielen dann in einen festen Schlaf, aus welchem man sie gar nicht erwekken konnte. Das Mädchen aber, welches ein Krüglein voll Essig erwischt und ausgetrunken hatte, blieb wach und erzählte, daß sie unter Wegs so hübsche, große, schwarze Beeren gefunden und gegessen hätten. Ich selbst, setzte es hinzu, habe nur einige genossen, aber die beyden Buben da haben deren viele verzehrt. Diese Erzählung hörten die Mütter dieser Kinder und die herbeygelaufenen Nachbarsleute gleichgültig an, denn sie dachten: die Beeren werden wohl nichts geschadet haben, und durch den Schlaf werden sich die Knaben schon wieder erhohlen. Allein diese erhohlten sich nicht, sondern starben in kurzer Zeit darauf. Als ein Arzt diesen Vorfall erfuhr, sagte er: die Beeren, die diese Kinder gegessen hatten, waren Tollkirschen und äußerst giftig. Hätte man mich aber gleich herbey gerufen, so hätte ich ihnen vielleicht das Leben retten können.

Nro. 90.

Vor einigen Jahren brachte zu Rosenthal, einem kleinen in der Nähe von Greitz liegenden Dorfe, ein Knabe eine Menge Tollbeeren mit aus dem Walde, und gab solche einem 4 jährigen Nachbarskinde zu essen. Bald darauf wurde dieses Kind sterbenskrank. In diesem Zustande fand es seine Mutter, als sie von der Stadt zurükkgekommen war. Die arme erschrokkene Frau wußte nicht, was ihrem Kinde fehlte, bis sie von andern Kindern erfuhr, daß es Tollbeeren gegessen habe. Nun hätte sie freylich gleich die Mittel anwenden sollen, die man nach dem Genusse dieser Beeren anwendet; allein diese waren ihr nicht bekannt, und einen Arzt rief sie auch nicht, weil sie die Kosten scheuete. Daher mußte ihr Kind in der Nacht darauf unter entsetzlichen Schmerzen sterben.

Nro. 91.

In B., einem Städtchen im ehemahligen Fürstenthum Bayreuth, brachte einst der Schullehrer eine Wolfskirschenstaude mit vielen Früchten vom Walde mit nach Hause, um sie seinen Schulkindern zu zeigen. Er legte dieß Gewächs auf einen Tisch in der Schulstube, um am folgenden Tage den beabsichtigten Gebrauch davon zu machen. Hierauf ging er seinen Geschäften nach, ohne die Seinigen

von den in der Schulstube befindlichen giftigen Früchten benachrichtigt zu haben. Vermuthlich war er der Meinung, es würde niemand in die Schulstube kommen, oder doch niemand von dem daliegenden Gewächs etwas nehmen. Wie sehr er sich aber in dieser Voraussetzung geirrt hatte, zeigte sich sehr bald. Denn kaum hatte er sich entfernt, so kamen seine 3 Kinder in die Schulstube, sahen die Staude mit den glänzend schwarzen Beeren, und ließen sich von ihrer Lüsternheit hinreißen, die letztern zu verzehren. Freylich hätten mit Sorgfalt erzogene Kinder so etwas wohl nicht gethan; sondern sie würden den Vater oder die Mutter erst um die Erlaubniß, die vorgefundenen Früchte zu essen, gebeten oder gefragt haben, was dieß für Beeren seyen. Nach dem Genusse dieser Beeren liefen die Kinder in den Garten, wo die Mutter arbeitete, ohne ihr aber zu sagen, was sie gethan hatten. Auf ein Mahl bemerkte sie, daß die Kinder sich heftig erbrachen. Was fehlt euch denn? rief sie; aber es erfolgte keine Antwort. Nun suchte sie ihren Mann auf, um ihm von dem Zufall, der den Kindern zugestoßen war, den sie indessen für unbedeutend hielt, Nachricht zu geben. Dieser war nicht aufzufinden, weil er aufs Feld gegangen war. Indessen nahm ihre Unruhe zu, sie lief wieder in den Garten und fand die Kinder nun in heftigen Convulsionen. Auf ihr Geschrey kamen die Nach=

Bayerische Staatsbibliothek München

barn herbey, und von Mitleid bewogen, lief einer davon nach dem Chirurgus. Dieser kam, wußte aber nicht, was er zu dem Vorfalle sagen sollte. Mittlerweile wurde auch der Vater herbey geholt. Er vermuthete sogleich, was vorgegangen seyn könnte, und ein Blikk auf die abgeleerte Wolfskirschenstaude, bestätigte seine Vermuthung. Nun schikkte er sogleich nach dem benachbarten Arzte. Allein als dieser ankam, war es schon zu spät, die gewöhnlichen Rettungsmittel anzuwenden, und die Kinder mußten alle drey unter heftigen Schmerzen ihren Geist aufgeben.

Nro. 92.

Im Jahre 1816 ging ein Taglöhner aus Emskirchen, einem Marktflekken 5 Stunden von Nürnberg, aus, um sich Attichbeeren (Sambucus Ebulus L.) zu einem Muße zu hohlen. Er bestieg deßhalb einen benachbarten, mit vielem Laubholz bewachsenen, Berg. Hier fand er eine Menge schöner schwarzer Beeren, die er für die gesuchten Früchte hielt, sie deßhalb abpflükkte und sie zu Hause zu einem Muße zubereitete. Als es fertig war, aß er davon und gab auch seinen beyden Kindern etwas, jedoch aus Geitz nur wenig, von diesem Brey. Bald nach dem Genusse wurden diese 3 Personen krank. Sie redeten irre, sahen

starr aus den Augen, und machten mit den Fingern der rechten Hand immer Bewegungen, als wenn sie kleine Insekten vom linken Arme wegfangen wollten. Es wurde schnell ein Arzt aus Neustadt an der Aisch herbeygerufen. Dieser kam und entdekkte bald, daß die vermeintlichen Attichbeeren Wolfs- oder Tollkirschen waren. Er verordnete nun schnell die dienlichen Mittel zur Wiederherstellung der Kranken. Es gelang ihm, sie alle 3 vom Tode zu retten; allein lange behielt der Vater, welcher mehr von dem giftigen Muße, als seine Kinder genossen hatte, einen stieren Blick und verzogene Gesichtszüge.

Nro. 93.

Im Jahr 1818 ging ein Mann aus Meinungen durch einen Wald. Er lechzte vor Durst, da der Tag sehr heiß war, und sah sich deßhalb nach einer Quelle um. Diese fand er zwar nicht, aber große Stauden mit schönen, hellglänzenden, schwarzen Beeren. Es waren Toll- oder Wolfskirschen, die aber der Mann nicht kannte. Er aß davon, um seinen Durst zu löschen, mußte aber leider seine Unwissenheit und Unbedachtsamkeit, die ihn verleitete, eine ihm unbekannte Frucht zu genießen, mit dem Leben büßen, und zwar mußte er auf eine sehr schmerzhafte Art dasselbe aushauchen.

Nro. 94.

Am 29. August 1829 gingen 2 Kinder (ein Mädchen von 5 und ein Knabe von 7 Jahren) des Schäfers zu Freyhard, einem Gute bey Heidenheim im Rezatkreise, in den benachbarten Wald, wo sie eine Menge Tollkirschenstauden fanden. Die in voller Reife stehenden schönen, schwarzen Früchte derselben reitzten die Lüsternheit dieser beyden Kinder und sie aßen davon, natürlich nicht ahnend, daß sie Giftbeeren verzehrten. Sie kamen Abends nach Hause, nahmen mit Appetit ihre Abendmahlzeit ein, begaben sich darauf zu Bette und schliefen ein. Es dauerte aber nicht lange, so wachten sie wieder auf, fingen an, irre zu reden, und bekamen so gewaltige Convulsionen (Zukkungen), daß es ein Jammer war, sie anzusehen. Die unwissenden und abergläubischen Aeltern hielten diese Zufälle für Wirkungen des Teufels, der, ihrer Meinung nach, in die Kinder müsse gefahren seyn. Sie suchten daher nicht Hilfe bei dem Landgerichtsarzte, sondern bey einem vorgeblichen Teufels- und Hexenbanner in Treuchtlingen. Dieser gab ihnen Zettel mit Beschwörungsformeln zum Anhängen nebst Räucherungsmitteln mit der Versicherung, der böse Geist werde auf den Gebrauch dieser Mittel gewiß von ihren Kindern weichen. Als es aber am darauf folgenden Tage nicht besser mit denselben wurde, eilte die Mutter nach Wettelsheim zu dem

dortigen Chirurgus, und verlangte von ihm Hilfe. Dieser kam, geleitet durch einige Angaben der Mutter, sogleich auf den Gedanken, daß die Kinder wohl Tollkirschen könnten genossen haben, gab ein Brechmittel, und machte von dem Vorfall sogleich Anzeige bey dem Königlichen Landgerichtsarzte, Hrn. Dr. Klein in Heidenheim. Dieser, von edler Menschenliebe und seinem bekannten rühmlichen Amts-Eifer getrieben, eilte sogleich, mit den nöthigen Arzneymitteln versehen, an Ort und Stelle, um, wo möglich, die Kinder noch zu retten. Allein sein sehnlichster Wunsch konnte nur zum Theil erfüllt werden. Der Knabe, ein äußerst talentvolles Kind, der wahrscheinlich der giftigen Früchte viele gegessen, sie wohl auch recht zerkauet hatte, so daß die Säfte bald ins Blut übergehen konnten, mußte unter schweren Leiden sterben; das Mädchen aber, bey dem durch Abführungsmittel die Beeren, denen man es ansah, daß sie nur wenig zerkaut waren, wieder aus dem Leibe geschaft wurden, wurde am Leben erhalten, war aber am 2. September, da der Verf. dieß schreibt, noch krank.

Hier war offenbar der Aberglaube an dem Tode eines hoffnungsvollen Knaben schuld. Denn hätten dessen Aeltern nicht an Teufelsbesitzungen geglaubt, so wären sie vielleicht sogleich vor die rechte Schmiede, d. h. zum Landgerichtsarzte gegangen, und dieser wäre dann mit seiner Hilfe nicht zu spät gekommen.

Nro. 95.

Zu * * *, einem Städtchen in Steiermark trank ein Kaufmann mit seinem Sohne einen sogenannten Gesundheits-Thee, welchen er von einem Kräuterhändler aus Ungarn gekauft hatte. Bald nach dem Genusse empfanden beyde die heftigsten Schmerzen, fielen in Convulsionen (Verzukkungen) kurz! es zeigten sich alle Symptome (Kennzeichen) der Vergiftung. Nur mit Mühe wurden die Kranken noch gerettet. — Man untersuchte den Thee, und siehe! es fand sich, daß demselben Wurzeln der Wolfskirsche beygemischt waren. Nun und nimmermehr, sagte der Kaufmann, als er sich dem nahen Tode entrissen sah, will ich Arzney von herumziehenden Arzneykrämern kaufen! Und wenn mir einer seinen ganzen Kram schenkte, so wollte ich ihn lieber auf den Mist werfen, als nur das Geringste davon genießen.

Nro. 96.

Die Früchte der Buchen (Bücheln, Buchnüsse) enthalten, nach ältern und neüern Erfahrungen, ein Gift, das vorzüglich den Pferden schädlich ist, so daß man mit zwey Oehlkuchen aus Bucheln ein junges Pferd tödten kann. Bey Kindern haben diese Früchte, im Uebermaß genossen, schon konvulsivische Krankheiten hervorgebracht, und in

einigen Fällen wie die Tollbeere gewirkt, wie dieß aus den Berichten mehrerer Aerzte hervorgeht. Namentlich hat sich vor 25 Jahren zu Halberstadt der Fall zugetragen, daß ein armes Tagköhners Kind, welches aus Hunger viele von diesen Früchten genossen hatte, davon starb. Es sind daher Kinder vor dem Genusse dieser Früchte mit allem Nachdrukke zu warnen.

Nro. 97.

Am Abend des 15. Septembers 1781 spielte ein Kind von anderthalb Jahren mit den Samenkörnern des Stechapfels (Datura Stramonium L.) und verschlukkte bey dieser Gelegenheit verschiedene dieser Körner. Dieß konnte um so leichter geschehen, da kleine Kinder gern alles in den Mund stekken, was sie in die Hände bekommen. Sechs Stunden nach dem Verschlukken dieser Körner war das Kind schon todt.

Nach Aussage der Mutter ist es eine Stunde darauf, nachdem es den Samen verschlukkt hatte, ganz steif geworden, so daß man auch keinen Fuß oder Arm an demselben hat bewegen können. Diese Steifigkeit hat nach und nach wieder nachgelassen, und ein Erbrechen sich eingefunden, wobey verschiedene Körner des verschlukkten Samens zum Vorschein gekommen sind. Gegen Mitternacht hat

es angefangen zu röcheln, ein blutiger Schaum ist ihm vor den Mund getreten, die weiße Gesichtsfarbe hat sich in eine dunkelbraune verwandelt, und bald darauf ist es verschieden.

Nro. 98.

Im Kirchspiel Diepholz im Hannövrischen klagte ein gesunder, starker Bauer einst des Abends, daß es ihn in der Schulter stäche. Die Magd rieth ihm, Schwarzkümmel einzunehmen, so werde das Uebel bald vergehen. Der Mann nahm also des Abends um 9 Uhr Stechapfelsamen, den er für Schwarzkümmel hielt, ein. Davon wurde er des Nachts todkrank. Man hohlte ein Brechpulver aus der Apotheke; das wirkte nicht. Des Morgens wurde der geschikkte Doctor Wedekind zu ihm gerufen. Dieser wendete alle dienliche Arzneymittel an, den Mann zu retten; allein es gelang ihm nicht. Das Stechapfelgift war zu stark, und der Kranke verschied unter den heftigsten Zukkungen und Schmerzen, nachdem er das Gift 30 Stunden im Leibe gehabt hatte.

Nro. 99.

Zu Guben in der Niederlausitz spielten einst 5 Knaben das Soldatenspiel. Ich bin eüer Offizier, sprach einer davon, und gebe eüch eüre Löhnung; aber ein rechtschaffener Soldat muß sie sogleich fressen. Diese Löhnung bestand aber aus runden Scheibchen, die aus der Wasser-Schierlingswurzel (Cicuta virosa L.) geschnitten waren. Die Knaben nahmen den Vorschlag an. Sie exercirten, erhielten darauf ihre Löhnung, und ihrer 3 verzehrten dieselbe wirklich. Kurze Zeit darauf stürzten sie zu Boden, und zwey davon bekamen ein heftiges Erbrechen. Es entstand Lärmen, und die Vorübergehenden sammelten sich um die unglükklichen Kinder, und man sah ein, daß hier schnelle ärztliche Hilfe nöthig sey. Man verschaffte diese; allein es konnten doch nur zwey davon gerettet werden, und der dritte starb unter den heftigsten Schmerzen. Dieser war nämlich arm, und mußte aus Armuth oft lange hungern. Dieses war auch der Fall dieß Mahl gewesen, und daher konnte die Giftwurzel in seinem leeren Magen wirksamer seyn, als in den Mägen der übrigen beyden.

Nro. 100.

Zu Leobschütz in Schlesien aßen im Frühjahr 1827 der Ziegelarbeiter Alexander Wiask nebst seiner Frau und 4 Kindern von einer Suppe, worein eine Wasser-Schierlingswurzel statt Sellerie geschnitten war. Wiask starb, seine Frau und 4 Kinder aber, die bereits an dem Tode lagen, wurden durch schnell angewandte Rettungsmittel am Leben erhalten. — Zu Boronow im Lublinitzer Kreise, starben ebenfalls 2 Kinder von 10 und 5 Jahren nach dem Genusse der gedachten Wurzel. — Auch zu Tschechnitz im Regierungsbezirke Breslau verzehrten 2 Kinder von 2½ Jahre etwas von dieser Wurzel und starben davon.

Nro. 101.

Am 13. April 1808 gingen 2 Brüder, Joseph und Franz Lünig, aus Nieder-Poitzenberg bey Löwenberg in Schlesien nach Plogwitz, um Almosen zu sammeln. Auf dem Wege dahin fanden sie an dem ausgetretenen Dorfbache, ihrer Meinung nach, eine Selleriewurzel. Sie nahmen sie mit, und brachten sie am Abende nach Hause. Den grünen Donnerstag früh kochte die Wittwe Lünig (36 Jahre alt) die eine Hälfte, und lud um 7 Uhr alle ihre Hausgenossen, den Vater ihres

verstorbenen Mannes, Gottfried Lünig (78 Jahre alt), ihre eigene Mutter (von 72 Jahren), den Maurergesellen Lorenz (28 Jahre alt), als ihren Bräutigam, und ihre beyden Söhne, Joseph von 17, und Franz von 10 Jahren, zu einer Wurzelsuppe, als etwas Seltenem, ein. Eins gestand dem andern, daß sie nie ein so süßes, wohlschmekkendes Frühstükk genossen hätten, und gingen dann aus einander. Die Knaben mit der Großmutter wollten in einem benachbarten Dorfe ihre Almosensammlung halten, und gingen mit dem Maurergesellen Lorenz weg; allein noch war keine halbe Stunde verflossen, so fühlten sie schon von der genossenen Wasserschierlingswurzel, denn das war die vermeintliche Selleriewurzel, Schwindel, Drang am After, Uebelkeiten im Magen und Neigung zum Brechen: sie kehrten also um, klagten einem in der Nähe wohnenden Schenkwirthe ihre Noth, und erhielten aus Mitleiden etwas starken Branntwein, den sie tranken; allein das Uebel vergrößerte sich mit jeder Minute. Der Wirth sorgte also dafür, daß ein leerer vorüberfahrender Wagen die Kranken aufnahm und nach Hause brachte. Während der Zeit hatte die Wittwe Lünig dieselben Zufälle an sich erfahren, es dem nächsten Nachbar geklagt, und um Hilfe gebeten. Dieser vermuthete sogleich, daß sie eine giftige Wurzel gegessen, und gab ihr eine Quantität

Ziegenmilch zu trinken; diese beförderte ein sehr starkes Erbrechen, und Befreyung von allen sonst so schrekklichen Zufällen. Ehe die aus Löwenberg herbeygerufenen Wundärzte und Doctoren herbey eilen konnten, war der schwächliche Franz Lünig schon gestorben. Die alte Großmutter litt bis gegen 10 Uhr so sehr an Krämpfen, daß kein Rettungsmittel angewandt werden konnte, dann starb sie. Bey keinem aber wüthete der Krampf mit fürchterlicherer Gewalt, als bey dem starken Maurer Lorenz, der gegen 11 Uhr zwar sein Bewußtseyn wieder zu erhalten schien, aber wenige Minuten nachher starb. Der alte Lünig war bis nach Braunau gekommen, und, von denselben Zufällen übereilt, am Wege liegen geblieben. Da ihm einer der Wundärzte zu Wagen nacheilte, so traf er ihn dort, ließ ihn auf denselben heben; allein noch ehe er Löwenberg erreichen konnte, war er schon verschieden, und so kamen 4 Leichen an einem Morgen in einem Hause zusammen. Den Joseph Lünig konnte man nur mit äußerster Gewalt etwas Medicin beybringen; jedoch sie wirkte glükklich; gegen 11 Uhr bekam er Erbrechen, und gegen 12 Uhr das Bewußtseyn wieder. Das Rollen der Augen verlor sich, aber er brachte als Fieberkranker noch 10 Tage bis zur völligen Besserung zu. Bey der Section der Leichen fand man vorzüglich den Magen und die Eingeweide

sehr heftig entzündet; bey dem Lorenz eine Zerreißung von Blutgefäßen unter der harten Hirnhaut.

Nro. 102.

Am 14. April 1803 erblikkte die Frau des Taglöhners Lehmann zu Oeslau im Koburgischen, auf einem Scheite Holz, das in dem dortigen Flüßchen daher schwamm, eine sehr große, starke Wurzel. In der Meinung, daß dieß eine Sellerie- oder andere eßbare Wurzel sey, hohlt sie dieselbe heraus, reinigt sie und macht mit etwas Fleischbrühe ein Mittagessen davon. Um 11 Uhr setzt sie sich mit ihrem Manne zu Tische, und beyde Eheleute verzehrten ihr Mahl mit Appetit, bis auf einen kleinen Theil, den sie übrig ließen. Nicht lange darauf rief die Frau ihrem in Nähe wohnenden Vater; dieser kam. Als er in das Haus trat, sah er seine unter der Stubenthür stehende Tochter plötzlich niederfallen und in Convulsionen gerathen. Den Mann fand er auf dem Fußboden liegend und ebenfalls von den heftigsten Krämpfen ergriffen. Eilends lief der Vater nach dem Chirurgus. Dieser kam ungefähr nach 12 Uhr an, und fand beyde Eheleute ohne Gehör und Gesicht und ohne alle Besinnungskraft; die Gesichter waren schwarzblau aufgetrieben, die Lippen schwarz

und vor dem Munde hing der Schaum, so groß wie eine Faust; die Hände, so wie der Leib, waren schwarzblau, und an dem Boden lagen viele von den genossenen Wurzeln, die durch Erbrechen weggegangen waren. Der Chirurg erkannte an dem noch auf dem Tische stehenden Ueberreste die Wurzel des Wasserschierlings, und suchte nun durch die gehörigen Mittel die Unglükklichen zu retten. Allein das Gift hatte ihnen schon das Vermögen zu schlingen (etwas hinunter zu schlukken) genommen, und so waren alle Rettungsversuche vereitelt. Kaum war der Chirurg eine Viertelstunde anwesend, so verschied schon die Frau und 5 Minuten darauf auch der Mann. So waren innerhalb 2 Stunden 2 gesunde und starke Menschen lebendig und todt.

Nro. 103.

Aus Linberg, einem Pfarrkirchdorfe im Koburgischen, wurde unter dem 18. April 1795, Folgendes geschrieben:

In einem hiesigen Hause kochte die Frau, etwa 31 Jahre alt, eine Hand voll von der großen Schierlingswurzel in der Meinung, es sey Pastinak, zu einem Gerichte, wovon sie, ihre Schwiegermutter von etlichen und 70 Jahren und 2 Kinder von 6 und 10 Jahren aßen. Etwa eine Stunde darauf erbrachen sich beyde Kinder hinlänglich;

und blieben gesund. Die Frau und Schwiegermutter aber wurden irre, so daß die junge sich außerordentlich viel Geschäfte nach ihrer Art, aber alles verkehrt, machte; die Alte kroch unter Tisch und Stühlen herum, ohne daß weder die eine, noch die andere wußte, was sie vornahmen. Endlich wurden die Zungen gelähmt und man verstand selten mehr ein Wort. Die junge Frau lief beständig geschäftig umher, die alte hingegen konnte weder stehen noch gehen; ihre Gesichter waren roth aufgetrieben, die Augen funkelten, die Pupillen waren sehr erweitert, Hände und Füße litten zuweilen Zukkungen, und der Puls war voll, hart und geschwind. Die Verrükkung des Verstandes stieg aufs Höchste, bis endlich die Nachbarn, die vorher glaubten, daß sie betrunken wären, ihren Irrthum gewahr wurden, und den Wundarzt, Herrn Krakkhardt riefen. Ohne sich zu saumen, gab dieser jeder eine Dose Brechweinstein, weil der Mann des Hauses sagte, daß sie Mittags ein Gericht Wurzeln gegessen, welche sie für Pastinak gehalten hätten, wovon er aber nichts genossen habe. Da diese erste Dose Brechweinstein nach $\frac{3}{4}$ Stunden nicht wirken wollte, gab er noch eine halbe Gabe. Endlich nachdem sichs doch noch ein paar Stunden, unter anhaltender Verrükkung, verzogen hatte, wirkten beyde Vomitive stark auf beyde Ausleerungswege und

schafften die Wurzeln weg. So bald dieses geschehen war, fingen die Kranken an, heitere Augenblikke zu erhalten und die Umstehenden wieder zu erkennen, so daß sie am andern Morgen wieder völlig bey Sinnen waren, und über nichts weiter als Mattigkeit klagten, von allen aber in der Verrükkung begangenen Handlungen nichts wußten.

Nro. 104.

Vor längerer Zeit enthielten die Zeitungen folgendes Schreiben aus Freising:

Eine Mutter, die an der Mosach *) ihre Wäsche reinigte, sah eine Wurzel auf dem Wasser daher schwimmen, zog sie heraus, und warf sie ans Ufer, um sie mit nach Hause zu nehmen. Drey ihrer Kinder, die in der Nähe waren, bemerkten dieses rübenartige Gewächs, (es war die Wurzel vom Wasserschierling) trugen sie nach Hause, um sie zu genießen. Kaum hatten sie davon gegessen, so wirkte schon das Gift. Zwey davon starben unter den größten Convulsionen, ehe noch Hilfe geschafft werden konnte, und das 3te ist noch nicht außer Gefahr.

*) Ein bey Freising vorbey fließendes Flüßchen.

Nro. 105.

Am 28sten Februar 1812 genoß auf der Weidenmühle bey Nürnberg ein Taglöhner mit seiner Frau und seinem Kinde ein Abendessen von selbst gelesenem Wurzelwerke. Unglükklicher Weise hatten sie die Wurzel des Wasserschierlings mitgekocht, und das Pflanzengift wirkte so schnell, daß Mann und Weib nach einigen Stunden starben. Das 9 jährige Kind wurde durch die Bemühungen des Arztes noch gerettet.

Nro. 106.

Aus Blaubeuren, im Wirtembergischen, wurde unter dem 2. May 1807 folgender Vorfall gemeldet:

Vor einigen Wochen kamen zwey fünfthalbjährige Mädchen in dem Amtsorte Gerhausen bey ihren Kinderspielen auf den unglükklichen Gedanken, die, an Bächen und Sümpfen leicht wachsende, Wasserschierlings- oder Knollwurzel in kleine Stükke zu zerschneiden, und, nachdem sie solche nach Kinderweise gekocht, d. h. gethan hatten, als hätten sie dieselben gekocht, zu essen. Kaum eine halbe Stunde darauf brachen an beyden Kindern Convulsionen aus, und das eine starb plötzlich; das andere aber, das vielleicht weniger genossen hatte, oder sich eher erbrechen durfte, wurde noch durch ärztliche Hilfe gerettet. —

Nro. 107.

Zu Giffhorn, einem Städtchen an der Aller im Fürstenthum Lüneburg, gab einst (es war im Jahre 1816) eine Frau ihren 2 Kindern, einem Mädchen von 7, und einem Knaben von 5 Jahren, eine Portion Salat in einem Schüsselchen zu essen. Der Salat wurde verzehrt, und als dieß geschehen war, sagte das Mädchen: ich will auch einen Salat machen, und nahm eine Portion von der Schierlingspflanze (Hundspetersile, Aethusa Cynapium L.), die es zufälliger Weise in die Hände bekommen hatte, und that sie in das Schüsselchen, und aß nebst dem Bruder davon. Dieß alles war kindisches Spiel, dergleichen die Kinder, vom Nachahmungstriebe geleitet, oft beginnen. Aber bald verwandelte sich dieses Spiel in eine ernste Trauerscene. Es dauerte nicht lange, so zeigten sich schon die Spuren der Vergiftung. Erschrokken eilte die Mutter zum Arzte, um ihn zur Hilfe herbeyzurufen. Er kam, konnte aber nur noch den Knaben, der weniger von dem Giftkraute gegessen hatte, retten; das Mädchen mußte sterben, und so sein kindisches, in froher Unschuld begonnenes, Spiel mit dem Leben bezahlen.

Nro. 108.

Zu Eitelbrunn bey Regensburg riß einst ein Bauer mit seiner Frau Unkraut aus seinem Akker, worunter auch Gleiße (Hundspetersile, kleiner Schierling) war. Seine 2 Knaben waren dabey, sie nahmen die Wurzeln, die sie für Petersilienwurzeln hielten, und aßen davon. Der eine, der 6 Jahr alt war, fing nun gleich an, über Magenweh zu schreyen, schwoll auf, wurde über den ganzen Leib schwarzblau, sein Athem wurde immer schwerer, und um Mitternacht starb er. Der andere von 4 Jahren hatte weniger davon genossen, und brach sie wieder weg. Aber er wurde doch irre im Kopfe, und glaubte überall Hunde und Katzen zu sehen, bis sein Vater einen geschikkten Arzt von Regensburg hohlte, der den Knaben wieder gesund machte.

Nro. 109.

In Ostgothland in Schweden war wegen des nassen Frühlings 1756 viel Lolch (Lolium temulentum L.) und Trespe (Bromus secalinus L.) gewachsen. Als nun die Bauersleute dieses schädliche Gesäme mit unter dem übrigen Getreide zu Mehl mahlten, und daraus Brod buken; so wurden viele, wenn sie davon aßen, wie besoffen, bekamen Schwindel, Dunkelheit vor den Augen, Kopf-

schmerzen, Zittern in den Gliedern und konnten nicht schlukken und nicht reden. Der Magen war ihnen wie zugeschnürt. Sie wollten sich erbrechen und konnten nicht. Alsdann folgten kalte Schweiße und haüfiges Harnen, Geschwulst, Zukkungen und andere schlimme Zufälle, bis endlich einige davon gar toll wurden, oder an plötzlichen Schlagflüssen starben.

Nro. 110.

Im Zuchthause zu Freyburg hatten die Züchtlinge frischgebakkenes Brod aus neüem Getreide erhalten, und die meisten verzehrten davon eine große Portion. Bald stellten sich Uebelkeiten ein, und in kurzer Zeit fielen 40 dieser Unglükklichen betaübt und sprachlos zu Boden. Aerztliche Hilfe rettete sie aber alle; die Uebelkeiten dauerten jedoch mehrere Tage. Bey der über diesen Vorfall angestellten Untersuchung ergab sich, daß sich unter dem Getreide, woraus dieses Brod gebakken worden war, viel Taumel-Lolch-Same *) befand. — Die Schädlichkeit dieses Samens wird noch durch mehrere Erfahrungen bestätigt. So erzählt ein Arzt, daß eine ganze Familie auf den Genuß von 5 Pfund Brod, das aus Hafermehl, worunter sich auch Mehl von Taumel-Lolch-Samen befand, ge-

*) Der Taumel-Lolch (Lolium temulextum L.) wächst in ganz Europa vorzüglich im Getreide.

bakken war, sehr krank wurde, indem sie Schwindel, Kopfschmerzen, Unvermögen zu schlukken und noch andere üble Zufälle bekam. Schon die Ausdünstung des Taumel=Lolch=Samens verursacht, wenn man ihn in verschlossenen Zimmern röstet, oder auf glühende Kohlen streüet, Betaübung und Kopfschmerzen.

Nro. 111.

Ein Knabe von 9 Jahren, dem die Aeltern bey ihrem Weggehen ein kleineres Kind zur Aufsicht übergeben hatten, ging mit demselben hinter das Haus an ein Stück Kornfeld, und trieb da mit einigen seiner Kameraden, die eben dahin gekommen waren, sein Spiel mit Blumenpflükken aus dem Getreide. Hier fand er Mutterkorn, welches die Leüte in der dortigen Gegend Hasenbrod nennen. Er fängt an, es zu kosten, und da er merkt, daß es einen süßlichen Geschmakk hat, ißt er mehrere dergleichen Körner. Bald darauf fällt er da, wo er steht und gegessen hat, betaübt zur Erde, und bleibt liegen, bis er von der zurükgekommenen Mutter ins Haus getragen wird. Auf alle Fragen — da er fast sinnlos liegt — bringt sie nichts weiter aus ihm, als daß etwas aus dem Korne herausgefahren sey, worüber er so erschrokken, daß er zur Erde gefallen und nicht wieder aufstehen können. Unstreitig hat ihm wohl

die Betaûbung, die ihn plötzlich überfiel, eine solche Vorstellung beygebracht. Indessen klagte er über unausstehliche Bauchschmerzen, fing zusehends an, über den ganzen Leib zu schwellen, bekam Zukkungen und mußte am nächsten Morgen darauf schon seinen Geist aufgeben.

Nun wurden dem Arzte diese Umstände gemeldet. Er konnte nichts als eine Vergiftung vermuthen, und forschte daher genau nach allen Umständen. Hierdurch brachte er so viel von den Kameraden des Verstorbenen heraus, daß dieser etliche Tage nach einander Hasenbrod gesucht und haüfig gegessen habe. Er hätte ihnen, ob sie es gleich verlangt, nichts davon gegeben. Durch diese Aussage wurde es unzweifelhaft, daß der unglükkliche Knabe sich seinen Tod durch seine kindische Näscherey zugezogen hatte.

Nro. 112.

Christian Klöne in Mökrehna bey Torgau kaufte ein Viertel Korn, weil sein Vorrath bereits aufgezehrt war. Dieß erkaufte Getreide war aber nicht rein, sondern mit vielem Mutterkorne vermischt. Indessen achtete der Kaüfer nicht auf diesen Umstand, weil er in seiner Unwissenheit keine üblen Folgen davon befürchtete, und ohne Verzug ließ er es in der Mühle mahlen. Bald

aber zeigten sich die traurigen Folgen dieser Unwissenheit. Denn als man von diesem Mehle Klöße bereitet hatte, und diese von Klöne's hungrigen Kindern und seiner Frau mit vieler Begierde verzehrt worden waren, wurden sie sämmtlich krank. Besonders griff es die 6 ältern Kinder an, welche auch innerhalb einiger Tage an heftigen Convulsionen starben. Das 7te kam zwar mit dem Leben davon, es kränkelte aber lange. Der Mutter hat es nur wenig geschadet, weil sie nicht so viel, als die Andern von den Klößen genossen hatte; jedoch war sie einige Tage bettlägerig. Klöne selbst blieb gesund, weil er gar nichts von dem schädlichen Gerichte zu sich genommen hatte. Ein Beweis mehr, daß das Mutterkorn an diesem Unglükke Schuld war, ist der, daß ein Hund, dem man die Ueberbleibsel der Mahlzeit gegeben hatte, bald darauf auch starb. Der Amtsphysikus, dem man das Ereigniß beym 2ten oder 3ten Todesfall meldete, kam nicht auf der Stelle, so daß den noch Lebenden keine rechte Hilfe geleistet worden ist.

Anmerkung.

Das Mutterkorn ist der bekannte, länglichte, schwarzblaue Auswuchs des Roggens an den Aehren in nassen Jahren, der schädlich wirkt, wenn er mit gemahlen und unter dem Mehle mit verbakken wird. Jung schmekken diese Körner süßlich, gepulvert haben sie einen widrigen Geruch und scharfen Geschmakk, wie ver-

dorbenes Getreide. Brod, welches Mutterkorn eingemengt enthält, zeigt violette Stellen. Genießt man davon, und es war nur wenig Mutterkorn darunter; so empfindet man Anfangs ein unangenehmes Gefühl in den Füßen, ein Kriebeln — daher der Name Kriebelkrankheit. Bald folgen eine Menge anderer schlimmer Zufälle, als: Magenschmerz, Reitz zum Erbrechen, Schmerzen an Kopf und Händen. Die Finger ziehen sich ein, daß sie kaum der stärkste Mann ausstrekken kann. Die Kranken stoßen ein klägliches Geschrey aus, und Hände und Füße brennen wie Feüer. Manche Kranke werden blind, oder sehen alles doppelt. Wahnsinn, Melancholie oder Schlafsucht stellen sich ein. Der Leib krümmt sich so sehr zurükk, daß er einen Bogen bildet. Der Mund ist voll von einem röthlichen, grünlichen oder gelblichen Schaum. Auf diese Zufälle folgt wüthender Hunger.

Ist aber Mutterkorn in größerer Menge, oder längere Zeit hindurch genossen worden, so fängt die Krankheit gleich mit sehr großem Schmerz und unerträglicher Hitze in den Zehen an, und die schlimmen Zufälle vermehren sich bald sehr stark, bis endlich der Brand dazu kommt und der Fuß sich aus seinem Gelenke löset.

Hieraus ersiehet man, daß das Mutterkorn ein starkes Gift, das sogar tödtlich werden kann, bey sich führet. Freylich kann es wohl auch oft ohne Schaden mit unter das Mehl gemahlen und unter demselben mit verbakken werden; allein dieser Umstand sollte keinen Bäkker und sonst niemanden sicher machen und ihn bestimmen, die nöthige Vorsicht in diesem Stükke außer Acht zu lassen. Besonders sind Kinder vor dem Genusse

dieses schädlichen Kornes um so mehr zu warnen, da ein gewisser Arzt einen Fall erzählt, wo 4 Kinder aus einer Familie hinter einander wegstarben, bloß weil sie dergleichen Körner gegessen hatten.

Nro. 113.

Daß der Branntwein, im Uebermaße genossen, ein wahres Gift für den menschlichen Körper werden könne, lehren folgende 5 Unglükksgeschichten auf das Unwidersprechlichste:

Im Jahre 1795 ereignete sich zu Beyerfeld, einem Pfarrdorfe im Sächsischen Erzgebirge folgender Unglükksfall:

Der Schulmeister dieses Dorfes hielt mit seiner Schuljugend seinen gewöhnlichen Gregorius-Umgang. Als er auf die rothe Mühle in Sachsenfeld, welcher Ort nach Beyerfeld gepfarrt ist, kam, wurde er von dem Müller eingeladen, in die Stube zu kommen, um ihn daselbst besonders bewirthen (eine Ehre anthun) zu können; den Kindern aber ließ er eine große Flasche Branntwein reichen. Indem sichs nun der Schulmeister in der Stube des Müllers wohl seyn ließ, tranken die sich selbst überlassenen Kinder nach Belieben; sie ließen aber doch ein Nößel in der Flasche. Diesen nicht geringen Rest mußte, auf Anreitzen und Nöthigen einer Weibsperson aus Beyerfeld, der 6 jährige

Knabe eines Zimmermanns aus Sachsenfeld, Namens Lorenz, allein austrinken. Wohl straubte sich das Kind; aber die unbesonnene Frauensperson ließ nicht nach mit Nöthigen, bis der Branntwein rein ausgetrunken war. Jetzt taumelte der Knabe nach Hause, und war kaum im Stande, die Wohnung seiner Aeltern, die nicht allzuentfernt war, zu erreichen. Es war dieß den 4ten May Nachmittags. Die Mutter sieht ihr Kind taumeln, und hört noch von ihm, daß es Branntwein getrunken habe. Sie will ihm daher einige Tassen Kaffee machen, in der Hoffnung, dadurch die Trunkenheit zu vertreiben; allein indem sie damit beschäftigt ist, stürzt der Kleine sinnlos zu Boden und bekömmt Verzukkungen, wobey es ihm den Mund so fest zusammen klemmte, daß man nicht im Stande war, ihn zu öffnen, und ihm etwas einzuflößen. Sie läßt augenblikklich einen in der Nähe wohnenden Wundarzt rufen, der aber bey seiner Ankunft alle Hoffnung, das Kind zu retten, aufgibt: so heftig waren die Convulsionen. Man bemühete sich noch Ein Mahl, den Mund des Kindes zu öffnen, und bemerkte, als der Versuch gelang, daß es sich die Zunge sehr zerbissen habe. Man suchte Hilfe, wo man nur welche erwarten konnte, und rief einen erfahrnen Arzt aus Schwarzenberg herbey: allein bey seiner Ankunft fand er das Nervensystem schon gänzlich zerstört, und alle Hilfe ver-

geblich. Tags darauf, den 5ten May, hauchte das unglükkliche Kind unter den heftigsten Zukkungen den Geist aus und starb — gemordet durch unbesonnene, leichtsinnige und unverständige Menschen.

Nro. 114.

In dem Wirthshause eines Dorfes in der Nähe von Göttingen saß einst ein junger, liederlicher Bursche und zechte in Branntwein tüchtig darauf los. Mehrere Studenten aus der genannten Stadt hatten sich nach und nach in eben diesem Wirthshause versammelt. Als sie den bereits schon sehr betrunkenen jungen Branntweintrinker bemerkten, fingen sie an, ihn zu nekken und sich allerley Kurzweil mit ihm zu machen. Endlich munterten sie ihn auf, noch mehr zu trinken und versprachen ihm, allen Branntwein, den er noch trinken würde, für ihn zu bezahlen. Ein solches Versprechen mußte nothwendig einen Menschen, der jetzt schon seiner Vernunft nicht mehr mächtig war, sehr stark reitzen, das gedachte Getränk in Uebermaß hineinzustürzen. Je toller sich nun der Besoffene gebehrdete, desto größer war der Spaß der Herren Musensöhne, und ein desto lauteres Gelächter erschallte in der Stube, wo sie sich befanden. Daß dieß indessen ein höchst elender, die Menschenwürde schändender, und daher sündlicher, Spaß war, wird wohl jedem

unserer Leser einleuchten. Auch mag es wohl die lustige Gesellschaft bald, indessen für den unglükklichen Saüfzer doch zu spät, bereüet haben, daß sie sich ihn gemacht hatte. Denn als der Jüngling nicht mehr trinken konnte, wankte und taumelte er fort; ehe er aber 200 Schritt weit gekommen war, fiel er todt nieder.

Nro. 115.

Aus dem Dorfe Kl...l im Voigtlande zog im Februar 1825, bey kaltem Wetter, der Kantor mit den Schulkindern nach dem eingepfarrten Dorfe U * * *, um eine Leiche abzuhohlen. In dem Trauerhause wurden die Kinder, zwar gutmeinend, aber höchst unverständiger Weise, zum Branntweintrinken genöthiget. Die unerfahrnen Knaben ließen sich das, den Gaumen zwar kitzelnde, aber höchst schädliche, Getränk schmekken und tranken so tapfer darauf los, daß die meisten von ihnen in kurzer Zeit so betrunken wurden, daß sie der Leiche nicht folgen konnten. Zwey wurden in ein anderes Zimmer gebracht, um sie dort, wie man sagte, den Rausch ausschlafen zu lassen. Als man aber am Abend nach ihnen sah, war der eine noch ganz bewußtlos, und da man sich, in der Meinung, das habe nichts zu bedeüten, nicht nach ärztlicher Hilfe umsah, so starb er in wenig Stunden darauf

als ein unglükkliches Opfer der Unwissenheit, Gleichgültigkeit und Rohheit. Welch ein gar erbärmlicher Mensch, der Kantor, der höchst wahrscheinlich auch Schullehrer ist, seyn müsse, erhellet deutlich aus diesem Vorfalle. Denn wie hätte er sonst seinen Schülern gestatten können, sich in dem berauschenden Getränke so sehr zu übernehmen?

Nro. 116.

Am 1sten April 1809 trug sich im Kirchspiele Biskirchen, im herzoglich nassauischen Oberamte Greifenstein, folgender bemerkenswerthe Unglükksfall zu:

Der Schweinhirt aus dem Filialorte Stokkshausen hatte mehrere Schweine, die ein Schweinhändler einige Tage zuvor eingehandelt hatte, nach Löhnberg, einem, eine Stunde von Biskirchen im Amte Weilburg liegenden, Orte zu liefern. Mit Hilfe eines Knaben von 12 Jahren trieb er sie fort. Am Ausgange des Ortes gesellte sich noch ein Kind aus dem daselbst stehenden letzten Hause, ein Knabe von 8 Jahren zu ihnen und lief, ohne Vorwissen seiner Aeltern, ohne Kopfbedekkung und ohne gefrühstükkt zu haben, in seinen gewöhnlichen dünnen leinenen Kleidern mit. Jene beyden wiesen ihn anfangs nicht zurükk, dann, als sie bald an Ort und Stelle waren, und er um-

kehren wollte, sprachen sie ihm zu, daß er bey ihnen bleiben sollte, indem sie nun nicht mehr weit hätten. Er folgte. Vor Löhnberg machte der Schweinhirt halt, weil er noch mehr Schweine, als gekauft waren, auf Spekulation mitgenommen hatte, und diese erst, ehe er jene ablieferte, dem Schweinhändler verkaufen wollte. Er ging also zu diesem Manne und ließ die Knaben bey den Schweinen stehen, um darauf Acht zu geben. Es dauerte lange, bis alles zu Stande kam, und weil damahls ein sehr durchdringend kalter Ostwind wehte, so erkältete sich der jüngste Knabe so sehr, daß er ganz steif wurde. Verschiedene Leute kamen herbey; aber niemand achtete auf ihn. Als er endlich die Kälte nicht länger aushalten konnte, ging er in das Wirthshaus, wo die übrigen versammelt waren. Daselbst gibt man ihm, um ihn wieder zu erwärmen, Branntwein. Er trinkt, und theils aus Hunger, theils aus Unverstand, trinkt er für sich nachher noch mehr aus den dastehenden Gläsern. Bald darauf bekömmt er Anwandlungen zum Erbrechen, und als man dieß sieht, läßt man ihn durch die, aus dem Kirchspiel Biskirchen anwesenden, Buben in die frische Luft bringen. Diese legen ihn vorerst vor das Haus auf ein Holz, wo er sich erbricht; dann bringen sie ihn vor den Ort, legen ihn wieder auf ein Holz und lassen ihn liegen. Der Schweinhirt,

mit dem er gelaufen war, sitzt indessen im Wirthshause, läßt sich den Branntwein wohl schmekken und Geld zählen. Erst nach mehreren Stunden erbarmen sich einige Einwohner von Löhnberg über den unglükklichen Knaben, bringen ihn in ein Haus auf eine Streu und geben ihm Milch ein. Er erbricht sich mehrmahls, oder will sich vielmehr erbrechen, kann aber nichts hervorbringen, und bleibt in einer höchst hilfsbedürftigen Lage. Des Nachmittags spät, als der Hirte wieder nach Hause gehen will, erkundigt er sich nach dem Jungen, spürt ihn aus, nimmt ihn auf den Rükken, und kehrt nach dessen Heimath zurükk. Weil er aber selbst von vielem Trinken ermüdet und der Junge schwer ist, so kann er ihn nicht lange tragen; er schleppt ihn daher mit Hilfe des andern Knaben weiter, läßt ihn auch zuweilen eine Zeitlang liegen, doch kehrt er jedesmahl wieder um und hohlt ihn. Leute aus Biskirchen, die hinter ihm herkommen, sind davon Augenzeugen, doch kümmern sie sich nicht weiter darum. So bringt er ihn endlich nach Biskirchen, und thut ihn in ein Haus zu Verwandten. Diese legen den halb todten Knaben in ein Bett, lassen seine Aeltern herbeyrufen, und kaum sind leztere eine halbe Stunde da, so stirbt der Knabe unter den heftigsten Konvulsionen, ein Opfer theils des Branntweins, theils der Rohheit, Härte und Lieblosigkeit.

Nro. 117.

Einst wollte sich ein Bauer zu Volkerode, 2 Stunden von Eschwege, vor seinen Kameraden durch seine besondere Fertigkeit im — Saufen auszeichnen. Er nahm deßhalb 9 halbe Schoppen Branntwein in kurzer Zeit hinter einander zu sich, ohne daß ihm der Wirth oder sonst jemand abgerathen hätte. Diese dumme Prahlerey und dieß mehr als viehische Benehmen kosteten ihm aber das Leben; denn ehe 6 Stunden vergangen waren, war er eine Leiche, und was das Schrekklichste war, er war hingegangen in die Ewigkeit in dem Zustande der höchsten Trunkenheit.

Nro. 118.

Georg Paul Dürst von Altorf bey Nürnberg, ein Mann von 39 Jahren, wollte am 28. April 1815 in Begleitung eines Freundes nach Nürnberg reisen. Eine halbe Stunde vor dem Dorfe Fischbach sahen sie auf dem Wege eine Otter liegen, welcher der Begleiter des Dürst, da sie nicht ausweichen wollte, mit dem Stokke aus dem Weg zu treiben suchte. Da sie aber unbeweglich liegen blieb, so hob sie Dürst, der Abmahnung seines Begleiters ungeachtet, mit der rechten Hand auf. Die Otter bog sich mit dem Kopfe nach derselben und biß ihn in das zweyte

Glied des Daumens und in das dritte Glied des Zeigefingers. Jetzt schleuderte er das Thier weg, welches sein Begleiter tödtete. Aus den Wunden, die wie ein Bienenstich schmerzten, floßen Blutstropfen, welche Dürst mit dem Munde wegsog. Beyde verwundete Glieder, so wie der Mund, fingen sogleich an zu schwellen; der Schmerz der erstern aber wurde gemindert, als der sorgsame Begleiter kühle Erde darauf legte. Nachdem beyde Reisende etwa eine Viertelstunde weit gegangen waren, versicherte Dürst, daß er unmöglich weiter gehen könne, und daß er sein Ende nahe glaube, worauf er sich auf einen Baumstamm setzte. Sein Begleiter, der unterdessen einige Schritte vorwärts gegangen war, sah sich jetzt um, und bemerkte, daß Dürst auf dem Kopfe neben dem Baumstamme gelehnt lag, und ihm alles Geld aus der Tasche gefallen war. Er eilte herbey, und konnte nur mit Hilfe eines zufälliger Weise in der Nähe befindlichen Bauern ihn, der ganz unbehilflich war, auf dessen Wagen bringen. Als man ihn ungefähr 600 Schritte weit gefahren hatte, mußte man ihn auf sein dringendes Bitten herunter heben. Sie legten ihn auf einen Rasen, und nachdem er eine Zeit lang geruht hatte, brachte man ihn auf einem andern Wagen vollends nach Fischbach. Hier trug man ihn, da eine gänzliche Erschlaffung der Muskeln eingetreten war, und er weder gehen noch

stehen konnte, in eine Stube, setzte ihn auf einen Lehnsessel und schikkte nach einem Arzte. Dem Kranken wurden unterdessen die Hände kalt und schwarz; der Mund und Leib schwollen auf; er verlangte mit schwacher Stimme Hilfe, und sagte wiederhohlt, daß er sterben müsse. Jetzt nöthigte es ihn zum Stuhlgang und Erbrechen mit Heftigkeit, wobey auf beyden Wegen etwas Blut abging. Man gab ihm, weil der Arzt noch nicht angekommen war, eine halbe Maß frisch gemolkene Milch zu trinken; allein dieses Mittel half nichts, und er mußte eine Viertelstunde darauf, also ungefähr anderthalb Stunden nach dem Bisse, den Geist aufgeben. Uebrigens bemerken wir, daß die Schlange, die durch ihren Biß den armen Dürst ums Leben gebracht hat, das Weibchen der sehr giftigen Kupferschlange oder Europäischen Natter (Coluber Berus L.) war, die in der Gegend um Nürnberg nicht selten ist.

Nro. 119.

Während am 20. July 1827 zu Lyon ein heftiges Gewitter tobte, bemerkte ein Gutsbesitzer in der Umgegend, daß in seinem Garten ein Bienenstokk umgestürzt worden. Er lief hinzu, um ihn aufzurichten, aber in demselben Augenblikke warf sich der ganze Bienenschwarm auf seinen Körper.

Von den Stichen aufs Äußerste gequält, will der Unglückliche um Hilfe rufen; aber so wie er den Mund öffnet, drangen die Bienen in solchen und verursachten hier eine so gefährliche Entzündung, daß sie nach wenigen Stunden den Tod zur Folge hatte.

Nro. 120.

Ein Gärtner von Nancy, nahm einen Apfel, worin sich zufällig eine Wespe befand, in den Mund und wurde von ihr in die weichen Theile des Gaumens gestochen. Es erfolgte plötzlich eine so heftige Entzündung und schmerzhafte Anschwellung, daß das Athmen dadurch gehemmt und der Unglückliche in wenigen Stunden ein Raub des Todes wurde.

Nro. 121.

Im Jahr 1821 begab sich zu Basel ein Schiffer in ein Wirthshaus, um seinen heftigen Durst zu löschen. Man reichte ihm eine Kanne Bier, in der sich zufälliger Weise eine lebendige Wespe befand. In der Hastigkeit, womit der Durstige trank, bemerkte er dieß Thier nicht, und es kam ihm daher mit in den Hals. Plötzlich fühlte er hier einen heftigen Stich. Er hustete und räusperte sich, und brachte so die Wespe wieder heraus; aber

schon war durch diesen Stich der Grund zu seinem Tode gelegt. Denn nach 2 Stunden mußte er seinen Geist aufgeben.

Man hat auch Beyspiele von Menschen, bey welchen der Tod auf den Stich einer Biene erfolgte. Ein solches Beyspiel erzählt der Arzt Desbret, eine anderes Götze in seinem nützlichen Allerley. Da aber viele hundert Menschen von Bienen gestochen werden, ohne daß etwas anders als eine schmerzhafte Geschwulst auf einen solchen Stich erfolgt, so scheint es, als wenn nur unter besondern Umständen der Tod darauf erfolgen könne.

Nro. 122.

In Langenburg bey Cöln trug sich im May 1820 folgendes Ereigniß zu:

Das Haus einer ehemahligen Liqueur-Fabrik wurde zu einer Kunstfärberey eingerichtet. Vier daselbst beschäftigte Männer von 20 bis 40 Jahren fanden einige Flaschen, welche der abgezogene Liqueur-Fabrikant zurükkgelassen hatte. Sie öffneten eine davon und leerten sie, ob sie gleich nicht wußten, was ihr Inhalt sey, beynahe gänzlich aus. Ihre Lüsternheit und die dadurch veranlaßte Unredlichkeit — sie vergriffen sich ja an fremden Gute — blieben nicht ungestraft. Schon nach einer halben Stunde bemerkten sie Uebelkeiten, Schwindel,

Brennen im Munde und im Halse. Nach einer Stunde nahmen diese Zufälle zu, und vermehrten sich noch durch Erbrechen und heftige Leibschmerzen. Die Ursache hievon ahnend gingen sie nun zu einem Apotheker und brachten ihm die Flasche mit, aus der sie getrunken hatten. Aus der aufgeklebten Signatur: Tinct. Canthar. überzeugte sich dieser sogleich, daß die lüsternen Menschen über ein heftiges Gift, die Tinctur von Spanischen Fliegen, gerathen waren. Er rief daher in größter Eile den Herrn Doctor Gräffe herbey. Dieser erschien und fand die 4 Menschen in der kläglichsten Lage. Ein stetes Würgen und Blutbrechen, die Empfindung von Brand längs des Speise- und Darmkanals, unaufhörlicher Durst und Unvermögen zu schlukken quälte diese Menschen anhaltend. Mit dem Erbrechen gingen große Stükken der innern Haüte des Halses und der Speiseröhre ab, und die Gegend des Unterleibes war gespannt und schmerzhaft.

Herr Doctor Gräffe verordnete nun die dienlichen Arzneymittel, und behandelte die Kranken mit aller Sorgfalt. Es gelang ihm, sie alle 4 zu retten, doch brauchte einer von ihnen 3 Wochen, bis er völlig genas.

Nro. 123.

In Wittenberg lag in der Stube eines Kranken ein Pulver aus Spanischen Fliegen, bestimmt zu einem blasenziehenden Pflaster, und noch ein anderes Pulver zum Einnehmen. Der Krankenwärter verwechselte beyde Pulver mit einander und gab dem Kranken die gepülverten Spanischen Fliegen ein. Es zeigten sich bald alle die Zufälle, wie in der vorhergehenden Geschichte. Herrn Dr. Seiler, welcher zeitig genug zur Hilfe gerufen wurde, gelang es, diesen Kranken zu retten.

Nro. 124.

Im Flekken Durben des Gouvernements Kurland ward im Frühling 1826 eine Handwerksfrau, eine gesunde und kraftvolle Person, einige und 30 Jahre alt, von ihrem Haushunde am Daumen der rechten Hand gebissen, ohne es zu achten, ob schon sich nachher ergab, daß der Hund wüthend gewesen. Damahls war sie schwanger, und am Ende Augusts gebar sie einen gesunden Knaben. Um die Mitte des Septembers klagte sie über beständigen Drukk im Magen und heftige Schmerzen im Unterleibe, was man für eine Folge ihrer zu frühen wirthschaftlichen Anstrengungen hielt. Unterdessen wurde sie doch von einem Arzte behandelt. Am 17. September ward der Neu-

geborne getauft. Nachdem die Mutter sich zu dieser festlichen Handlung angekleidet, und Gesicht und Hals gewaschen hatte, erzählte sie den Anwesenden, daß ihr dieß sehr schwer geworden sey, indem sie dabey immer geglaubt habe, ertrinken zu müssen. Am Nachmittage machte ihr Gatte dem Arzte die Anzeige, daß sie schwer schlukke. Es stellten sich auch zugleich andere Zeichen der Wasserscheu ein, und aller angewandten Mittel ungeachtet, starb die Unglükkliche 2 Tage nach der Taufe ihres Kindes.

Nro. 125.

In Hyde, einem Marktflekken in Böhmen, wurde einst der Hund des Gastwirths Großmann von einem andern Hunde, der aber toll war, gebissen, ohne daß Großmann dieß bemerkt hatte. Der gebissene Hund wurde kränklich und wollte weder den Kaffee, noch den Zukker mehr annehmen, den ihm sein Herr, wie gewöhnlich mit der Hand darreichte. Nun nahm dieser ein Stükkchen Zukker in den Mund, und hielt es dem Hunde vor, welcher hierauf seines Herrn Lippen lekkte. Endlich brach die Wuth bey diesem Hunde ganz aus und er mußte erschossen werden. Indessen fiel es dem Wirthe gar nicht ein, daß er durch seinen Liebling auch könnte vergiftet worden seyn. Allein

8 Wochen darauf brach auch bey ihm die Wuth aus, so daß er an 2 Ketten geschlossen werden mußte. In diesem schrekklichen Zustande verlebte er einige Tage und unter den entsetzlichsten Schmerzen mußte er seinen Geist aufgeben.

Nro. 126.

Im Jahr 1818 ließen sich auf einem Dorfe bey Königsberg in Preußen an einem Hunde Spuren der Tollheit blikken. Die Nachbarn machten den Herrn des Hundes darauf aufmerksam. Dieser hielt, um die Sache genauer zu untersuchen, dem ihm verdächtig gemachten Hunde ein Stükk Brod vor. Der Hund lekkte bloß daran, wollte aber nicht davon fressen, und lief fort. Höchst unbedachtsamer Weise legt der Bauer das Stükk Brod auf die Bank, die in der Hausflur stand, und ging seinem Hunde nach, der bereits im Dorfe herum lief und viele Menschen biß. Unterdessen kommt die Frau des Bauers vom Felde nach Hause, findet das Stükk Brod auf der Bank liegen und ißt es unbesorgt auf. Wie schwer mußte der Bauer seine Unwissenheit oder Unbedachtsamkeit büßen! Nach 2 Tagen brach bei seiner Frau die Wasserscheu aus, und nach und nach stellte sich die Wuth in ihrer ganzen Stärke ein, und sie mußte auf die jämmerlichste Art sterben.

Nro. 127.

Im Jahre 1817 ereignete sich zu Königsberg in Preußen folgender, höchst traurige, Vorfall: Der Rittmeister von Brederlow vom 1sten Leibhusarenregiment ward im Februar des genannten Jahres, bey seinem Aufenthalte in Danzig, von seinem eigenen Hunde nur leicht an der Hand verletzt, oder vielmehr nur gestreift. Da der Hund auch den Schafpelz seines Herrn an mehreren Stellen zerrissen hatte, so wurde er angebunden, und, als bald darauf Spuren des Tollseyns ausbrachen, getödtet, ohne weitern Schaden verübt zu haben. Bey der unbedeütenden Verletzung, da keine Wunde vorhanden war, die geblutet, glaubte der von Brederlow an keine üble Folgen, suchte daher auch keine ärztliche Hilfe auf, und gebrauchte kein Gegenmittel. Bis zum 10. Juni befand sich derselbe recht wohl, und hatte auch nicht das mindeste Vorgefühl. Nach dem Essen läßt er sich von seinem Diener ein Glas Wasser reichen, er vermag es aber nicht mehr zu genießen, schon zeigt sich die Wasserscheu. Er eilt sogleich zu dem geschikkten Arzt, Professor Elsner dem jüngern, der auf das eifrigste bemüht ist, durch Anwendung zweckmäßiger Mittel dem gefürchteten Uebel entgegen zu wirken; aber vergebens. Am 11. trat bereits die Wuth ein, die in fürchterlichen Ausbrüchen die Nacht hindurch

bis zum 12. Juni anhielt. Abends zwischen 7 und 8 Uhr verschied der Unglükkliche.

Nro. 128.

Zu Herzberg, einem Städtchen an der schwarzen Elster in dem gegenwärtigen Preußischen Antheil von Sachsen, wurde der verdiente Arzt, Dr. Henning, am 25. December 1797 von einem Hofhunde, an dem nichts von Tollheit zu merken war, in die Oberlippe und zugleich in die rechte Wange gebissen. Herr Henning wusch sogleich die blutende Wunde der Oberlippe aus Vorsicht tüchtig mit warmen Wasser aus, und ließ sie ausbluten, worauf er sie nochmahls mit Salz und warmen Wasser rieb. Den 3. Tag darauf brach wirklich die Wuth bey dem Hunde aus. Nun behandelte Dr. Henning seine Wunden ernstlicher, ließ sogleich auf jede 3 Blutigel setzen, den Ort mit der Lanzette tief einschneiden, mit warmen Wasser und Seifensiederlauge genau auswaschen, Spanisch-Fliegen-Pulver in die Wunde einreiben, und noch überdieß Blasenpflaster darüber legen; fuhr auch mit diesen Mitteln einige Tage fort. Innerlich nahm er Pulver von den Blättern der Belladonna, die er sich selbst seit seinem 3 jährigen Aufenthalte in Herzberg in seinem Garten erbauete, um bey vorkommenden Fällen

von der Echtheit derselben überzeügt zu seyn; badete daneben öfters lauwarm und suchte Zerstreüung und Bewegung. Etwa 3 Wochen darauf überfiel ihn an einem Tage eine außerordentliche Schwermuth, die unter seinen übrigen Geschäften und der sorgfältig gewählten Veränderung nicht ganz weichen wollte; und nur die Belladonna, am Abende genommen, stellte die Heiterkeit des Geistes den andern Tag wieder her. Es fiel nun 3 ganzer Monate nichts weiter vor, bis er in der Nacht des 2. Mayes unruhig und wie betäubt schlief, auch den ganzen Tag an einem dumpfen Kopfschmerzen litt, den er aber auf einer Geschäftsreise nicht achtete. Die Nacht darauf, oder den 3. May, früh 3 Uhr, ward er durch eine heftige Beklemmung der Brust, und Zusammenschnüren der Lungen, von dem äußerst unruhigen und wie betaübenden Schlafe erwekkt. Diesen Zustand nahm er als den Anfang der Wasserscheü an, ließ sich Thee machen, bemerkte aber keine Abneigung gegen die Flüssigkeit, nahm wieder Belladonnapulver, auch andere krampfstillende Mittel, führte den folgenden 4. May ab, fuhr mit dem Gebrauche der Mittel fort, badete lauwarm, befand sich auch so wohl, daß er den ganzen Tag aufbleiben, sich im Garten und in Gesellschaft zerstreüen, auch Speisen und Flüssigkeiten zu sich nehmen konnte. Die Nacht darauf schlief er vor-

trefflich; auch den 5. May war er leidlich, doch etwas verdrüßlicher; gegen Abend kehrte ein, gleichsam periodischer, Anfall von Brustbeklemmung und beschwerlichem Schlingen zurück. Der 6. May war noch leidlich; er unterhielt sich fast den ganzen Tag, brauchte die Mittel fort; der 7. May aber wurde ungleich bedenklicher, die Mattigkeit nahm merklich zu, er schlummerte, aber nicht anhaltend, sprach mitunter, blieb auch abwechselnd außer dem Bette, doch stellten sich gegen Abend Irrereden ein, leichte Verzukkungen kamen hinzu, der Schweiß ward zähe und klebricht, ein Knirschen der Zähne und Schaum vor dem Munde war vorzüglich auffallend. So brachte er auch die darauf folgende Nacht zu, die Convulsionen wurden abwechselnd heftiger, und den 8. May Morgens schlief er ganz entkräftet ein, um nicht mehr zu erwachen.

Nro. 129.

In Kändler, einem Dorfe im Erzgebirge, zeigten sich an einem an der Kette liegenden Hunde die Kennzeichen der Tollheit. Der Eigenthümer desselben, ein Bauer, Namens Seidel, wollte ihn, um aller Gefahr auszuweichen, an der Kette todt schießen: allein seine Frau hatte es nicht zugegeben, weil sie die Meinung hegte, daß

der Hauswirth, wenn er seinen Hund an der Kette erschieße, bald darauf selbst sterben müsse — ein Aberglaube, der vermuthlich von den Alten erfunden worden ist, um das Schießen mit Feuergewehr in Gehöfden, wegen leicht möglicher Entzündung der Gebaude, und des Schrekkens, durch den es für die zunächst wohnenden Personen gefährlich werden kann, zu verhindern. Seidel band daher seinen Hund von der Kette los, führte ihn ins Freye und erschoß ihn. Dieß geschah am Himmelfahrtstage 1793. Gerade 7 Wochen darauf wurde dieser Mann, nachdem er bey der Feldarbeit an einem warmen Tage sich stark erhitzt hatte, auf ein Mahl unpäßlich, verlor den Appetit zum Essen, und als er Kaffee trinken wollte, widerstand ihm derselbe. Die Krankheit nahm schnell über Hand und wurde bedenklich, ohne daß er oder die Seinigen vermutheten, daß es Anfälle von der Hundswuth wären. Man rief den Prediger aus Pleisa, wohin dieses Dorf zum Theil eingepfarrt ist, um ihm das Abendmahl reichen zu lassen. Dieser, ohne zu wissen, was vorgegangen war, fand ihn in dem traurigen Zustande einer ausgebrochenen Wuth, reichte ihm jedoch das Abendmahl, und überzeugte sich von seiner Vermuthung, daß es die Wasserscheu sey, als der Kranke den Communionwein nicht trinken konnte, sondern nur einige Tropfen unter konvulsivischen Zufällen hinunter-

schlukkte. Der Prediger machte diesen Mann auf die große Gefahr, in der er schwebe, aufmerksam, und beschwor ihn, unverzüglich nach einem erfahrnen Arzte zu schikken. Es geschah: allein da das Uebel schon zu weit gekommen war, blieben die Anstalten zu seiner Rettung fruchtlos. In wenig Tagen, vom Anfange der Krankheit an gerechnet, wurde er in seinem 31. Jahre ein Opfer eines schrekklichen Todes. Das Bewußtseyn behielt er jedoch fast bis ans Ende seines Lebens.

Man glaubte bisher das Gift toller Hunde stekke nur alsdann an, wenn sie beißen, und der Speichel in die Wunde kommt: aber dieser Fall scheint jene Meinung zu widerlegen. Der Hund hatte weder ihn, noch einen dabey Hilfe leistenden Knaben gebissen: aber vom Speichel des Hundes war vieles auf Seidels Hände gefallen, als er denselben von der Kette losgebunden hatte; ob er gleich an den Händen nicht die geringste Fleischwunde gehabt, wodurch der Geifer in seine Säfte hätte eindringen können. Jedoch verdient der Umstand noch erwähnt zu werden, daß er Tabakk geraucht, und vielleicht von dem Speichel des Hundes etwas an die Tabakkspfeife, und dadurch in den Mund gebracht haben könnte.

Nro. 130.

Im Sommer 1808 ereignete sich zu Nürnberg folgender Unglükksfall:

Ein Weber in dieser Stadt, Namens Schmid, hatte einen jungen Hund, dem er, um ihn von einer Krankheit, die er an ihm bemerkte, zu heilen, Butter eingab, die ihn laxiren sollte. Der Hund biß ihn aber, als er die Butter nehmen sollte, in den linken Zeigefinger. Schmid achtete die kleine Wunde nicht, und verband den Finger. Dieß geschah an einem Sonnabende. Am Sonntage darauf bemerkte der Geselle des Webers, daß der Hund taumelnd und beißig aus dem Hause lief, und einen Knaben in die Nase biß, der ihn ehehin genekkt hatte. Der gebissene Knabe bekam nach einigen Wochen die Wasserscheu und starb. Man machte den Weber auf seinen Hund aufmerksam, der aber in der Meinung stand, sein Hund sey nicht toll, besonders da der Biß an seinem Finger wieder geheilt war, und er weiter keine übeln Folgen an sich verspürte. Er ging jedoch mit dem Hunde zum Fallmeister, ließ ihn tödten und öffnen, wobey sich jedoch nichts Unnatürliches zeigte; ja der Hund soll, nach des Webers Behauptung, noch auf dem Wege zum Fallmeister Wasser gesoffen haben. Schmid wurde vor die Polizey gerufen, wo ihm die ernstlichsten Vorstellungen gemacht wurden, den empfangenen

Biß nicht so gleichgültig zu nehmen und einen Arzt zu brauchen; allein er blieb darauf, sein Hund wäre nicht toll gewesen, und den verstorbenen Knaben hätte der Arzt nur als einen Tollen behandelt. Aber bald genug mußte er seine Fahrlässigkeit schmerzlich bereuen und mit dem schrekklichsten Tode büßen! Nach 7 Wochen, von dem Biß am Finger an gerechnet, verspürte er Mattigkeit und Widerwillen gegen das braune Bier. Bey zunehmender Mattigkeit nahm er Pillen zum Laxiren. Mittwochs nahm die Mattigkeit zu, gleichwohl arbeitete er bis Mittag, aß aber mit nicht sonderlichem Appetit einen Teller Bohnen. Nachmittags empfand er Frost, weßwegen er sich ins Bett legte. Gegen Abend bekam er Fieberhitze, und in der Nacht Beklemmung auf der Brust und Aengstlichkeit, verbunden mit einem außerordentlichen Durste. Seine Frau machte ihm Thee, den er trank. Dieß war des Donnerstags Morgens um 6 Uhr. Er verlangte einen Aderlaß. Der Chirurgus wurde herbeygerufen, welcher sogleich kam und eine Untersuchung seines Zustandes vornahm. Er fand die Zunge des Kranken sehr weiß und trokken, einen vollen Puls und kurzen Athem; der Kranke empfand heftigen Durst, konnte aber nichts trinken. Jetzt rieth der Chirurgus, einen Arzt hohlen zu lassen. Dieß geschah, und dieser fand die Vermuthung des Chirurgus, daß

der Kranke den Anfang zur Wasserscheu zeige, sehr gegründet. Es wurde nun die Sache der Polizey angezeigt, welche Wächter in das Haus schikkte, die sich jedoch verborgen halten mußten, damit der Kranke von den Anstalten, die man wegen seines Zustandes machte, nicht in Unruhe gesetzt würde. Der gerufene Arzt nahm nun noch einen zu Hilfe, und beyde verordneten eine Arzney, die aber der Kranke nicht in Wasser nehmen konnte. Eine geschabte Birn nahm er inzwischen noch zu sich; Flüssigkeiten konnte er nicht sehen. Bis dahin hatte er seine ganze Besinnung. Um Wasser in den Hals zu bringen, nahm er einen Strohhalm und sog das Wasser durch denselben; allein sobald ein Tropfen in den Mund kam, mußte er wieder ablassen. So verging der Donnerstag und die darauf folgende Nacht mit Bangigkeit, Hitze und Durst. Am Freytag, Morgens um 6 Uhr, war der Kranke äußerst matt und redete wenig. Er aß kein Obst und konnte auch das in Oblaten gewikkelte Pulver nicht nehmen. Um 10 Uhr bekam er Convulsionen, hatte aber doch sein Bewußtseyn und betete mit seinem Beichtvater, der ihn besuchte. Um 12 Uhr brach die Wuth völlig aus. Er fuhr mit Brüllen auf seine Frau hin, und schleuderte die 3 Wächter weg, die unter allerley Vorwand vorher in das Zimmer gekommen waren. Alles floh hinaus und der Kranke war jetzt allein.

In der Raserey rief er nach einer Hakke, die man ihm geben sollte. Vermuthlich wollte er sich damit todtschlagen, denn als er, wie er nachher erzählte, außen vor der Thür die Beinschließen, welche die Polizeydiener in Bereitschaft legten, rasseln hörte, nahm er ein Mangholz, das er unter dem Bette fand, und versetzte sich drey Schläge mit demselben auf den Kopf. Endlich wurde er ruhig. Er strekkte die Hand zu der nun geöffneten Thür heraus, und verlangte, geschlossen zu werden. Man fesselte ihm die Hände auf den Rükken, legte ihm die Beinschließen an und brachte ihn auf einen Strohsakk. Er hatte sich eine große Wunde am Kopfe geschlagen, aus der Blut floß. Als er das Blut, das aus derselben floß, bemerkte, schleûderte er mit einer großen Heftigkeit und Geschwindigkeit den Kopf, aus Abscheû vor dem Blute, hin und her. Jetzt fing er aufs neûe zu wüthen an. Der Anfall dauerte einige Minuten. Dann verlangte er, daß man ihn zu Tode bluten und nicht eines so schmählichen Todes sterben lassen sollte. Man gab ihm in einer Zwetschge Belladonna-Pulver, das er mit aûßerster Anstrengung und unter Convulsionen hinabwürgte. Als er einmahl Speichel auswarf, machte er die Anwesenden darauf aufmerksam, und warnte sie vor einer ähnlichen Unvorsichtigkeit, wie die, die ihm jetzt das Leben koste. Ach Gott! sagte er, ich wollte gern sterben,

wenn ich nur einen herzhaften Trunk thun könnte! Man gab ihm Zwetschgenbrühe; allein sobald er sie sah, schüttelte er konvulsivisch den Kopf und zeigte den größten Abscheu vor derselben. Man schüttete sie ihm, indem er die Augen zuschloß, in den Mund, er biß die Zähne zusammen, damit sie nicht mehr heraus laufen sollte, und würgte sie mit Gewalt in den Schlund hinab. Jetzt verordnete er, wie es mit seiner Leiche gehalten werden sollte, und warnte abermahls die Anwesenden. Ach Gott, rief er zuweilen aus, ich bin an meinem Unglükk selbst Schuld! Zuletzt wurde das Gesicht roth, das im Anfang bleich war; die Wuth war außerordentlich heftig; er biß, ganz ohne Bewußtseyn, nach den Personen, die sich ihm näherten. Endlich wurde er so matt, daß er sich völlig legen mußte, da er vorher öfters saß. (Seine Hände waren zwar noch gefesselt, doch nicht mehr auf den Rükken, weil man es ihm bequemer machen wollte.) Jetzt fing er an zu brüllen. Das Brüllen ging nach und nach in Lallen und endlich in eine völlige Stille über. Eine Viertelstunde nach 10 Uhr Abends am Freytage starb er mit offenen Augen und Munde, aus dem Schaum herausquoll. Seine Lippen waren dunkelbraun, sein Mund schwarz. So endigte dieser unglükkliche Mann sein Leben! —

Nro. 131.

Im Monat Oktober 1806 fuhr ein angesehener Mann bey dem Freymann Joseph Thaller in der Ungarischen Stadt Ofen vor, ließ ihn, ohne auszusteigen, rufen, und übergab ihm ein kleines Windspiel, mit dem Ersuchen: selbiges, da es krank sey, gegen eine gute Belohnung zu heilen, und fuhr dann schnell wieder weg, ohne daß man wußte, wer er sey. Der Knecht, Mathias Hann, 24 Jahre alt, von Dürnholz aus Mähren gebürtig, nahm nun den Hund auf den Arm; aber in demselben Augenblikke biß ihn dieser in die untere Lippe, worauf ihn Hann mit solcher Gewalt von sich schleuderte, daß er auf der Stelle todt blieb. Der Freymann sowohl als der Knecht vermutheten nichts weniger, als daß der Hund wüthend gewesen sey. Der dem Knechte versetzte Biß war in wenigen Tagen wieder geheilt; es verstrichen einige Wochen, und der Hund wurde wieder vergessen. Allein am 19. November des gedachten Jahres entdekkte der Freymann an dem Knechte eine gewisse Unruhe, die ihm verdächtig schien. Dieser Zustand wurde mit jeder Minute gefährlicher, und ging zuletzt in eine Art Wuth über, die in einigen Stunden so sehr wuchs, daß Hann die Leute anfiel, und sich alles aus dem Hause flüchten mußte. Während nun Hilfe herbeygerufen wurde, stürzte sich der Wüthende in

die Wohnstube des Freymanns, ergriff zwey an der Wand hängende Schwerter, hieb mit denselben alles, was ihm in den Weg kam, in Stükken, sprengte dann die verschlossene Thür der zweyten Stube, und vernichtete auch hier, was er fand, Wäsche, Kleidungsstükke, Bettstellen, Kasten, Spiegel ꝛc. und nachdem er keinen Gegenstand mehr fand, den er vernichten konnte, zerbrach er beyde Schwerter, wobey er sich stark beschädigte. Keiner der zu Hilfe gerufenen Menschen wagte es, sich ihm zu nähern, bis endlich einer Muth faßte und ihn zu Boden stürzte. Nun band man ihm Hände und Füße und brachte ihn in das Spital, wo der Unglükkliche noch an dem nämlichen Tage in der heftigsten Wuth seinen Geist aufgab.

Nro. 132.

Die Stadt Gent sah vor kurzem ein schauderhaftes Beyspiel von Wasserscheu. Im Frühjahre 1825 wurde nämlich ein Engländer, Herr Gaunt, Mechaniker in einer Fabrik, von einem Herrn gebeten, ein von ihm so eben gekauftes Englisches Pferd zu untersuchen. Kaum hatte Herr Gaunt das Pferd mit der Hand berührt, als ein Hund hinauf sprang und ihm 2 Finger verwundete. Man ahnete nicht, daß der Hund könne wüthig

gewesen seyn, verband daher bloß die Wunden mit Weingeist, sie heilten, und die Sache war vergessen. Sechs Wochen darauf, am 25. April, aber empfand Herr Gaunt Schmerzen an dieser Hand, die schnell zunahmen; am 29. hatte das Uebel schon den höchsten Grad erreicht, und der Unglükkliche starb noch an demselben Tage unter den schrekklichsten Zufällen der Wuth.

Nro. 133.

Im Jahre 1827 wurde zu Berga bey Weide in der Mark Brandenburg die Frau eines armen Fischers, Mutter von 7 lebenden Kindern, von einem Hunde, der nicht als krank bekannt war, gebissen. Nach der Gewohnheit gemeiner und dabey leichtsinniger Leute, die selten Gefahr ahnen, wo sie nicht nahe vor Augen liegt, achtete diese Frau gar nicht auf diesen, wie es ihr schien, ganz unbedeutenden Zufall, und ließ die Wunde, ohne weiter etwas zu gebrauchen, wieder zuheilen. Nach längerer Zeit, da sie gar nicht mehr an den erhaltenen Hundsbiß dachte, kam sie mit Zwillingen nieder. Einige Augenblicke nach der Geburt derselben brach die Hundswuth bey der Wöchnerinn in einem solchen Grade aus, daß sie die beyden Zwillinge ergriff und sie in wenig Augenblikken zerfleischte und zerriß. Sie wollte

auch über die übrigen Kinder herfallen; allein es gelang ihrem Manne, jedoch mit großer Mühe, dieselben zu retten. Bald darauf endigte diese Unglückliche, unter dem fortdauernden fürchterlichsten Ausbruche der Wuth, ihr Leben. Der Mann wurde durch diese Ereignisse so erschüttert und angegriffen, daß er in Wahnsinn verfiel. — All dieses Unglück hätte wahrscheinlich vermieden werden können, wenn die Frau, nachdem sie von dem Hunde gebissen worden war, gedacht hatte: dieses Thier könnte wohl wüthig gewesen seyn, ich will deßhalb zum Arzte gehen, und ihm meine Bedenklichkeiten äußern.

Nro. 134.

In den letzten Tagen des Aprils 1825 hat sich in Angers (in Frankreich) ein höchst trauriger Vorfall ereignet. Der junge Graf Lancelot von Turpin Crissé, wollte einen großen Hund, der den Kopf zwischen zwey Eisengittern am Eingangsthore eingeklemmt hatte, und jämmerlich heulte, befreyen. Indem er mit dieser Handlung des Mitleids beschäftigt war, biß ihn der Hund sehr stark in den Arm und in die Hand. Man rief Aerzte herbey, welche sogleich die verwundeten Theile schröpften; indeß nach 14 Tagen fingen diese an, heftig wehe zu thun, und es stellten sich die Symptome (Anzeichen) eines hitzigen Fiebers ein,

das den jungen hoffnungsvollen Mann nach fürchterlichen Leiden auflöste.

Nro. 135.

Zu Lichdorf in Sussex, einer Provinz in England, wurde im Jahre 1795 eine Kuh von einem tollen Hunde gebissen und darauf in einen Stall eingeschlossen. Johann Ellis, ein Taglöhner, ging mit mehrern andern Männern in den Stall, die Kuh zu betrachten. Als sich die Leute derselben näherten, so stieß sie gegen Ellis, konnte ihn aber wegen des Standes dazwischen nicht treffen; doch kam etwas Speichel oder Geifer von ihrem Maule an sein Gesicht. Er wischte ihn weg, und schien nicht mehr daran zu denken, noch weniger zu ahnen, daß er dadurch vergiftet seyn könnte.

Wenige Tage hernach wurde er ungewöhnlich traurig, und als man ihn fragte, was ihm fehle, so antwortete er, er sey recht krank.

Die Vorsteher des Kirchspiels wollten ihn nun von dem Stalle, worin er sich bisher aufgehalten hatte, an einen bessern Ort bringen lassen, und gingen deßhalb am folgenden Morgen dahin. So bald sie in den Stall gekommen waren, schoß Ellis vor ihnen vorüber und lief mit einer unglaublichen Geschwindigkeit über die Felder hin,

wobey er Sprünge von 7 bis 8 Schuh hoch in die Luft machte. Endlich gerieth er in einen tiefen Morast. Man hohlte ihn ein, band ihn mit Strikken, und brachte ihn in den Stall zurükk. Hier lebte er noch 2 Tage in fürchterlicher Raserey, bis er starb.

Nro. 136.

Ein alter Leinweber zu Falkenberg in Oberschlesien wurde in seiner Wohnung oft von einer Katze seines Nachbars besucht. Eines Tages (es war im August 1820) kam sie wieder zu ihm, war aber so matt, daß sie beym Heimgehen nicht über die Thürschwelle schreiten konnte, und der alte Mann ihr hinüber helfen mußte. Zum Dank für den geleisteten Dienst biß sie den gastlichen Wirth in den Daumen der rechten Hand. Er ahnete nicht im Entferntesten, welchen grauenvollen Tod ihm dieser kleine Biß bringen könne, heilte die unbedeutende Wunde zu, und bekümmerte sich weiter nicht darum. Aber am 3ten Januar 1821 bekam er auf Ein Mahl eine unerklärliche Unruhe, eine immer drükkender werdende Aengstlichkeit; er verlor alle Eßlust; alle Glieder zitterten ihm am ganzen Leibe. Vor allen Flüssigkeiten bezeigte er Widerwillen; vor dem Wasser offenbare Scheu. Bald darauf sprach er irre; konvulsivische Krämpfe wütheten in seinem Innern; sein Zustand ging endlich in

völlige Raserey über. So ward der Unglückliche drey Tage hindurch gemartert; da endete der Tod seine Leiden.

Möchten sich alle, die dieß lesen oder hören, die Lehre daraus ziehen, nie den Biß eines Thieres, wenn man ihm auch die Wuth nicht ansieht, gering zu achten, wenn auch die Verletzung noch so unbedeutend seyn sollte, sondern alle Mahl die Wunde dem besten Arzt, den er in der Eile auftreiben kann, zu zeigen.

Nro. 137.

Der Gouverneur von Canada, Herzog von Richmond († 1819) wurde von einem zahmen Fuchs gebissen, der kurz darauf wüthend wurde. Indessen haben sich 40 Tage nach dem Bisse noch keine Symptomen geäußert. Allein nach dem er eine Reise von 30 Meilen zu Fuß gemacht hatte, brach die Wuth aus, und innerhalb 24 Stunden war er todt.

Nro. 138.

Krünitz erzählt (in seiner Encyklopädie 10r B.) von einem 29 jährigen gesunden Bauern zu Sotteville, der von einem, in seiner Lust gestörten, verliebten Enterich gebissen, bald darauf an den

Folgen dieser Verwundung starb. Ein gleicher Todesfall trug sich im Oktober 1811 zu. Ignaz Schweder, Kirchendiener in der Brünner-Garnisonkirche, wurde von seinem Haushahn, den er nekkte, zwischen den Daumen und den Zeigefinger der rechten Hand so gebissen, daß der Arm schwoll; alle weichen Theile lösten sich bald in eine stinkende Jauche auf, und der Mann starb einige Tage nachher.

Etwas Aehnliches trug sich vor 30 Jahren zu Münnerstadt im Würzburgischen zu. Der Thürmer und Pfarrkirchen-Musikus wurde von einem Enterich (ob derselbe verliebt war, weiß man nicht) gebissen, und starb an den Folgen in wenigen Tagen.

Nro. 139.

In dem Dorfe Leimbach ereignete sich erst vor wenig Jahren der Fall, daß 5 Personen die bösartige schwarze Blatter bekamen, weil sie Fleisch von einer Kuh aßen, die den Milzbrand hatte. Einem Einwohner des gedachten Dorfes erkrankte plötzlich eine Kuh, und zwar, wie man nachher erfuhr, am Milzbrande. Der Mann, der doch noch einigen Vortheil von seinem Thiere ziehen wollte, machte es, wie es fast alle Landleute mit ihrem erkrankten Vieh, wenn sie sehen, daß es sterben will, machen, er ließ die Kuh geschwind

schlachten, und verkaufte nachher das Fleisch um einen sehr billigen Preis an seine Nachbarn. Wenige Tage nach dem Genusse solchen Fleisches erkrankte ein 19 jähriges Mädchen, indem es eine schwarze Blatter (ein Milzbrand-Geschwür) an der Unterlippe bekam, und starb in einem Zeitraum von 7 Tagen. Während dieser Zeit bekam auch die Mutter dieses Mädchens ein dergleichen Geschwür an der Hand; diese Patientinn wurde aber am Leben erhalten. Einer andern Frau von 50 Jahren fuhr ein dergleichen Geschwür am linken Arme auf, und diese starb schon am 4ten Tage. Hiernächst bekam ein junger Mensch von 20, und ein Mann von 36 Jahren, jener am Kopfe, dieser an einem Arme ein solches Geschwür, das indessen nicht tödtlich wurde, weil man geschikkte Aerzte zu Hilfe rief. Dem Manne, welchem die Frau und Tochter erkrankten, fiel während dieser Zeit eine Kuh, welche die schon kranke Frau gefüttert, und ein Schwein, welches von den Eingeweiden der gefallenen Kuh gefressen hatte.

Nro. 140.

Im Jahre 1827 herrschte der Milzbrand auch in Mixstadt im Großherzogthum Posen. Vier Personen, welche theils bey der Behandlung des erkrankten Viehes die nöthige Vorsicht unterlassen,

theils gar von dem Fleische eines an der gedachten Krankheit gefallenen Ochsen gegessen hatten, bekamen die schwarze Blatter oder den sogenannten Milzbrandkarbunkel, und mußten ihre Unvorsichtigkeit und Unwissenheit mit dem Leben büßen; denn alle 4 starben an ihrer Krankheit.

Nro. 141.

In einem Dorfe im Troppauer Kreise in Schlesien schlachtete im Juni 1826 ein Mann seine kränkelnde Kuh, und vertheilte das Fleisch an die Armen des Orts. Gleich darauf bekamen alle, die sich mit Zubereitung des Fleisches abgegeben hatten, Brandflekken an den Armen, heftige Geschwülste, reißende Schmerzen und Fieber; zwey, denen das Fleisch am besten geschmekkt hatte, starben. Es ergab sich nach genauerer Untersuchung, daß die Kuh den Milzbrand gehabt hatte.

Nro. 142.

Aus St. Quentin wurde vor einigen Jahren gemeldet: Zwey Männer gingen in eine Schenke, um daselbst eine Flasche Wein zu trinken. Kaum hatten sie einige Gläser davon getrunken, so sanken sie todt von ihren Sitzen zur Erde. Man glaubte, der Weinschenk habe, wie dieß wohl öfters geschiehet,

etwa giftige Substanzen unter seinen Wein gemischt, um ihn verkaüflicher zu machen, und verhaftete ihn deßhalb. Um die Obrigkeit auf das Vollkommenste zu überzeügen, daß man ihn mit Unrecht in einem so schändlichen Verdachte habe, trank er selbst ein Glas von der nämlichen Flasche, und — augenblicklich fiel auch er todt zur Erde. Jetzt untersuchte man das Faß, woraus die Unglükksflasche gefüllt worden war, und siehe! man fand darin eine Schlange in Verwesung. Ob dieß eine giftige Schlange, der Wein also durch ihr eigenthümliches Gift vergiftet worden war, oder ob er nur seine tödtliche Eigenschaft durch das in Verwesung übergegangene Fleisch des Thieres angenommen habe, wurde nicht gemeldet.

Nro. 143.

Im Jahre 1824 begaben sich zu Axbridge in Sommersetshire in England 6 Personen in eine Schenke, um sich daselbst mit etlichen Krügen Aepfelwein gütlich zu thun. So eben hatte der Wirth ein neües Faß dieses Getränkes angezapft, und die 6 eingetretenen Gäste waren die ersten, die davon tranken. Nicht lange waren diese Menschen in fröhlicher Laune beysammen gesessen, als sie auf Ein Mahl still wurden und ihr Wohlbehagen in ein bedenkliches Uebelbefinden sich

verwandelte. Anfangs glaubte man, dieß sey nur ein vorübergehender Zufall, und unterließ es, nach dem Arzte zu schikken. Allein es dauerte nicht lange, so starb eine nach der andern von diesen 6 Personen dahin, und diese Begebenheit setzte den Wirth in nicht geringen Schrekken. Er eilte, die Anzeige davon bey der Obrigkeit zu machen. Der Wein wurde untersucht, und man fand ihn vergiftet. Der Wirth betheuerte seine Unschuld. Das Faß wird nun ausgeleert und dessen Inneres untersucht, und — siehe da! man fand darin eine alte Viper mit 4 Jungen schon halb vermodert. Vermuthlich war dieses Thier, während dem das Faß, um angefüllt zu werden, bereit lag, zum Spundloch hineingekrochen, hatte darin sein Wochenbett aufgeschlagen, und ist bald darauf von dem eingefüllten Wein überrascht worden, ohne einen rettenden Ausweg finden zu können. So mußte es also in dem Getränke nicht nur seinen Tod finden, sondern auch durch diesen noch 6 Menschen den Tod bringen.

Nro. 144.

Im Jahre 1817 fand eine Taglöhnersfrau im Walde ein todtes Reh, das schon in Fäulniß übergegangen war. Die damahls herrschende Hungersnoth bestimmte sie, dieß Aas mit nach Hause zu

nehmen, und für sich und ihre Kinder ein Essen daraus zuzubereiten. Bald nach dem Genusse dieses Essens erkrankte die Familie und alle mußten, da kein Arzt gerufen wurde, die Stillung ihres Hungers durch ein so unnatürliches Nahrungsmittel mit dem Leben bezahlen.

Unzer, Fodere und andere Aerzte erzählen mehrere Beyspiele von der giftigen Wirkung des faulen Blutes, Fleisches, fauler Eyer, Käse u. s. w. Die gewöhnliche Wirkung ist: Ekel, Neigung zum Brechen, Mattigkeit, Kopfschmerzen, Faulfieber, Brand. Nicht weniger kennt man mehrere Beyspiele von den gefährlichen Folgen, wenn faule Jauche durch die Einsaugungsgefäße der Haut oder durch eine Wunde in den Körper kommt. Die Tungusen und Baratten sollen wirklich ihre Pfeile mit dem faulen Fleische von Vögeln vergiften.

Anmerkung.

Um den schädlichen Wirkungen fauler thierischer Substanzen auf den thierischen Körper noch mehr auszumitteln und außer Zweifel zu setzen, hat Orfila, ein Spanischer, gegenwärtig zu Paris lebender, Naturforscher, folgende Versuche angestellt.

1) Auf eine von der Haut entblößte Stelle am Schenkel eines Hundes wurde eine halbe Unze (1 Loth) faulendes Hundsblut gelegt. Nach einigen Stunden erfolgten Anstrengungen zum Erbrechen, Mattigkeit und nach 27 Stunden der Tod.

2) Faulende Ochsengalle, auf gleiche Weise bey einem Hunde angebracht, bewirkte schon nach 6 Stunden den Tod.

3) Faule Gehirnsubstanz tödtete einen Hund in 18 Stunden.

Nro. 145.

In Gommern bey Magdeburg wurden im Frühjahr 1825 fünf Personen, nach dem Genusse von, in Gänsefett gebratenem, Kalbfleische mit heftigem Erbrechen, stechenden Schmerzen, Todesangst und allen übrigen Zeichen der Vergiftung befallen; und nur durch einhüllende Arzneyen und Einreibung einer Krampfsalbe vom Tode errettet. Die Aerzte erklärten diesen Vorfall als eine Wirkung der Fettsaüre, in einem gewöhnlichen irdenen Topfe erzeügt, worin das Gänsefett 6 bis 7 Wochen gewesen. Zu dem Braten wurde der Bodensatz und das Fett, welches sich an die Seite des Topfes angesetzt hatte, genommen.

Anmerkung.

Will man sich überzeügen, ob Fett genießbar sey oder nicht, so reibe man etwas davon stark auf blaues Zukker-Papier. Bleibt dasselbe blau, so ist das Fett gut; wird es aber roth, so enthält das Fett Fettsaüre, welche ein starkes Gift ist.

Nro. 146.

Zu Neuhaus in Westphalen genoß im März 1827 eine Familie einige Blutwürste, die 8 Tage alt waren, ohne im Schlote dem Rauche ausgesetzt gewesen zu seyn. Den armen, unwissenden Leuten konnte es nicht einfallen, daß verdorbene Blutwürste, — und gänzlich verderben müssen diese binnen 8 Tagen, wenn sie nicht zum Raüchern aufgehängt sind — ein wahres Gift sind.

Diese Unwissenheit mußte denn auch diese Familie theuer bezahlen. Denn die Hausfrau und ein Sohn starben an dieser losen Speise, und die 2 übrigen Personen waren zu der Zeit, als öffentliche Blätter diesen Vorfall meldeten, noch nicht wieder hergestellt.

Nro. 147.

Im December 1820 saßen mehrere Bauernbursche eines, zum Landgerichte Rothenburg ob der Tauber gehörigen, Dorfes im dasigen Wirthshause beysammen, und waren bey Trunk und Spiel guter Dinge. Nach und nach stellte sich bey einigen derselben der Hunger ein. Diesen zu stillen ließen sie sich einen sogenannten Sau- oder Preßsakk (gefüllten Schweinsmagen) geben. Beym Anschneiden desselben kam ihnen ein widerlicher, saurer Geruch entgegen. Dieser Umstand hätte sie

freylich abhalten sollen, die lose Speise zu genießen; allein sie achteten, wie dieß bey dem gemeinen Manne der Fall gewöhnlich ist, nicht auf diesen Wink der Natur, sondern aßen, ohne alles Bedenken, was ihnen vorgesetzt war. Es dauerte nicht lange, so wurde ihnen ganz übel und weh, und sie mußten sich nach Hause begeben und sich zu Bette legen.

Am folgenden Tage waren sie sehr ernstlich krank. Nun wurde ein Arzt herbey gerufen, und dieser bemerkte, daß ihre Krankheit alle Kennzeichen einer Vergiftung an sich trage. Er forschte nach und erfuhr, was sie Tags vorher gegessen hatten, und worauf ihnen gleich übel geworden war. Er untersuchte die Ueberbleibsel des Preßsakkes und fand, daß derselbe ganz verdorben war. Nun verordnete er zwar die dienlichsten Arzneymittel, konnte aber doch die Patienten nicht alle retten. Zwey derselben starben nämlich an dem nächstfolgenden Tage unter Zufällen die sich einstellen, wenn eine wirkliche Vergiftung Statt gefunden hat.

Nro. 148.

Neuerlich (1822) erschien in dem Rheinisch-Westphälischen Anzeiger eine warnende Bekanntmachung, nach der in dem Preußischen Kreise Soest ein Vater nebst zweyen seiner Töchter

durch den Genuß verdorbener Würste sich vergifteten und starben. Auch kam vor noch nicht langer Zeit in der Anhalt-Dessauischen Herrschaft Gröbig der Fall vor, daß sieben Menschen aus gleicher Ursache starben.

Nach einem, vor einigen Jahren in Stuttgardt erschienenen, Werke über diese Erscheinung, betitelt: das Fettgift rc. von Justinus Kerner, wurden im Würtembergischen in einem nicht sehr langen Zeitraume, so viel nur polizeylich erhoben ist (die nicht polizeylich erhobenen Fälle betragen wohl mehr als das Doppelte), 155 Personen durch den Genuß verdorbener Würste vergiftet, von welchen 84 dem schrekklichsten Tode erlagen. Dieser belehrenden und warnenden Schrift ungeachtet scheinen die Bewohner Würtembergs fortzufahren, ihre verdorbenen, und dadurch giftig gewordenen Würste furchtlos zu verzehren. Wenigstens meldet man aus diesem Königreiche: „Im Monat März 1824 wurde in einem kleinen Städtchen des Schwarzwaldes eine Familie von 7 Personen durch den Genuß eines sogenannten Schwarten-Magens vergiftet. Beyde Aeltern und ein Knabe starben, die 4 übrigen geriethen in die größte Lebensgefahr, wurden aber glükklich gerettet. Ebenfalls auf dem Schwarzwalde starb im Februar des nämlichen Jahres die Mutter einer Familie aus gleicher Ursache. — Zu Oberroth (Ober-

amtes Gaildorf) erkrankten im April 1825 in dem Hause des dortigen Schultheißen plötzlich 12 Personen nach dem Genusse verdorbener Blut- und Leberwürste. Vier von diesen Vergifteten starben, die übrigen, die ebenfalls dem Tode sehr nahe waren, wurden durch sorgfältige ärztliche Hilfe wieder hergestellt."

Auch im Badenschen ereignete sich im Jahre 1819 der Fall, daß mehrere Personen nach dem Genusse verdorbener Würste starben.

Anmerkung.

Vorfälle der in den Nummern 146 — 148 angegebenen Art beweisen, daß sich in geraucherten Blut- und Leberwürsten unter gewissen Umständen ein wirkliches Gift erzeuge. Es hat daher die Königlich Bayerische Regierung in dem Intelligenzblatte des Rezatkreises bekannt machen lassen, daß sich jeder, dem seine Gesundheit und sein Leben lieb ist, hüten soll vor dem Genusse schlecht bereiteter, übel riechender, noch Flüssigkeiten enthaltender, oder auch zu alter geraucherter Würste und Sausäcke. Zugleich hat gedachte Regierung allen denen, welche Würste und Sausäcke zubereiten, oder zubereiten lassen, alle mögliche Vorsicht auf das dringendste empfohlen und gesagt, daß üble Folgen gedachter Nahrungsmittel am Besten dadurch vermieden werden können, wenn die Würste nur von frischem, nicht schon länger gestandenem Blute und andern Ingredienzen

(Zuthaten) im gehörigen Verhältnisse gemischt, sodann ohne Zusatz zu vieler Flüssigkeiten bereitet, hierauf gut abgesotten und zur Aufbewahrung vollkommen und gleichförmig geraüchert, auch bey eintretendem warmen Frühlingswetter nicht zu lange mehr aufbewahrt werden.

Eigenschaften der giftigen Würste.

Die giftige Wirkung der geraücherten Blut- und Leberwürste zeigt sich im Würtembergischen gewöhnlich im Frühjahr, besonders im Monat April, wo schon weniger Feüer in den Oefen unterhalten wird, als im Winter, wo also die in den Rauchfang gehängten Würste nur langsam und unvollkommen geraüchert werden und im Innern eine Art Gährung erleiden. Die gefährlichen Blut- oder Leberwürste sind im Innern immer mehr oder weniger weich, schmierig, mit Fettmassen untermengt; sie haben einen sehr unangenehmen, faulig ranzigen Geruch und ekelhaften Geschmakk.

Wirkung des Wurstgiftes.

Schon der üble ranzige Geruch und Geschmakk der verdorbenen Würste läßt die Gefahr leicht erkennen. Nach dem Genusse derselben erfolgt bald ein Gefühl von Sodbrennen, Uebelkeit, Erbrechen. Wenn auch dieß nicht der Fall ist, so bemerkt man doch jederzeit eine auffallende Trokkenheit im Halse und Heiserkeit. Die entschiedene Wirkung zeigt sich aber oft erst nach 24 Stunden, selten früher, oft aber später. Der Kranke klagt über Mattigkeit und Schmerzen im Leibe; er sieht alle Gegenstände doppelt, er ist nicht mehr im Stande zu schlukken, und leidet bey allem dem heftigen Hunger und Durst. Die

Augendekkel sind herabhangend, gelähmt, der Augenstern erweitert, für das Licht reitzlos; der Unterleib gespannt, verstopft. Das Gefühl in den Fingerspitzen verschwindet, die Haut ist trokken, spröde. Die Stimme heiser, zuweilen unterdrükkt, der Pulsschlag schleichend, langsam, der Herzschlag kaum mehr fühlbar. Gegen das Ende der Krankheit tritt Steifigkeit der untern Extremitäten ein.

Die Wirkung des Wurstgiftes ist nicht schnell vorübergehend, sie hat bisweilen Monate, ja Jahre lang angedauert.

Hilfsmittel.

Sobald sich auf den Genuß geraücherter Würste, oder anderer Speisen mit ranzigem Fette das eine oder das andere der erwähnten Symptome einstellt, wende man ohne Zeitverlust ein Brech- und ein abführendes Mittel an, also 2 — 3 Gran Brechweinstein mit 20 — 24 Gran Ipecacuanha und etwa ½ Unze Glaubersalz. Dabey aber unterlasse man ja nicht, sogleich einen geschikkten Arzt herbey zu rufen.

Nro. 149.

Im Oktober 1829 enthielten öffentliche Blätter folgende Nachricht:

Es sind in dem Liegnitzer Regierungsbezirk mehrere Fälle vorgekommen, in welchen der Genuß von verdorbenen, auf dem Markte von einem herumziehenden Fleischwaarenhändler erkauften, Schinken heftige Erkrankungen und Zufälle von Vergiftung zur Folge hatte. Nach den, in den einzelnen Fällen gemachten, Wahrnehmungen schienen

besonders solche Schinken verdächtig, 1) denen der gehörige Zusatz von Salz und Salpeter mangelte; 2) die nicht lange genug den Wirkungen des Rauches ausgesetzt waren; 3) die lange Zeit in verschlossenen Kasten dicht über einander geschichtet und an feuchten Orten aufbewahret worden; 4) vielleicht unter besondern Umständen auch solche, die nach neuerer Art ohne Einwirkung des Rauches, durch Behandlung mit einer Auflösung des Glanzrußes, bereitet worden waren.

Bey dieser Gelegenheit machen wir unsern Lesern bemerklich, daß es äußerst mißlich sey, Schinken, Würste oder anderes geräuchertes Fleisch von herumziehenden Fleischwaarenhändlern zu kaufen, nicht nur, weil ihre Waaren durch die vorhin angegebenen Fehler bey der Bereitungs- und Aufbewahrungsart verdorben seyn und eine wirklich giftige Eigenschaft angenommen haben können; sondern auch, weil es möglich ist, daß dieselben von krank gewesenen oder gar gefallenen Thieren herrühren. Denn bekanntlich schlachtet der Landmann seine Schweine, Ochsen oder Kühe, wenn er bemerkt, daß sie von einer Krankheit (die er gewöhnlich gar nicht kennt) befallen sind, und es das Ansehen hat, daß sie derselben unterliegen werden. Ja oft befinden sich diese Thiere wirklich schon in den letzten Zügen und sind nahe am Verscheiden, wenn ihnen der Metzger das Messer in

die Kehle stößt, oder sie mit dem Beile vor den Kopf schlägt. Das von dergleichen (als krank geschlachteten) Thieren herrührende Fleisch nun, das der Eigenthümer oft selbst nicht genießen mag, wird nicht selten, wie der Herausgeber aus vielen ihm vorgekommenen Beyspielen weiß, zum Verkaufe an Gastwirthe oder Hausmütter in Städten und Märkten zubereitet und hergerichtet, und findet auch, wegen des billigen Preises, den die Verkaüfer in solchen Fällen immer machen, guten Absatz. Daß aber der Genuß solches Fleisches (das von Thieren herrühret, die man geschlachtet hat, während sie von einer Krankheit befallen waren,) höchst nachtheilige Folgen nach sich ziehen könne, lehren viele Beyspiele. Und wenn schon dergleichen Fleisch öfters von dem Einen oder dem Andern ohne Nachtheil für seine Gesundheit verzehrt wird; so ist dieß nur ein glükklicher Zufall, und man darf daraus nicht den Schluß ziehen, als sey alles von krank gewesenem Vieh herrührende Fleisch unschädlich. Es kommt hierbey besonders viel auf die Art der Krankheit an, von der das geschlachtete Stükk Vieh befallen war.

Daß aber so gar von gefallenen Schweinen Schinken durch gewissenlose Abdekker oder Fallmeister schon zubereitet und an Gastwirthe verkauft worden sind, davon ist dem Herausgeber wenigstens ein Beyspiel bekannt.

Nro. 150.

Im Jahr 1812 lud zu Bistriz in Siebenbürgen ein Bürger einige gute Freünde auf den Sonntag zu Gaste. Seine Frau ließ demnach Sonnabends vorher eine Gans schlachten, sie putzen, und über Nacht in den Keller stellen. Sonntags drauf in der Frühe ging der Bürger sammt seiner Frau und 2 Töchtern in die Kirche. Der Magd wurde aufgetragen, während der Kirche die Gans aus dem Keller zu hohlen und zu braten, damit sie bey Rükkunft der Familie fertig sey. Dieß geschah. Die Familie kam nach Hause, und die Frau nahm das Fett von der gebratenen Gans aus der Küche ins Zimmer, wo sie und ihr Gatte und die Töchter Brod eintauchten und es verzehrten. Die Magd verrichtete inzwischen ihre Geschäfte in der Küche, und eine halbe Stunde nachher erschienen die geladenen Gäste. Wie erschraken aber diese, als sie beym Eintritt in das Zimmer die ganze Familie auf die Erde hingestrekkt fanden, ohne alle Lebenszeichen! Sie riefen sogleich die Magd herbey; diese betheüerte aber, daß sie von dem ganzen Vorfall nichts wisse. Mittlerweile waren Aerzte und Gerichtspersonen herbeygerufen worden. Sie untersuchten die Verunglükkten, fanden jedoch nicht die geringste Spur einer gewaltsamen Todesart. Nun wurde die Magd noch sorgfältiger und genauer verhört. Alles, was man aus ihr

herausbrachte, war die Vermuthung, daß wohl das Gänsefett die Ursache des Unglükks seyn könnte. Die Aerzte tauchten daher einige Bissen Brod in das Fett, und warfen sie einem Hunde vor; kaum verfloß eine Viertelstunde nach dem Genusse, so war er todt. Jetzt zerlegte man die Gans. Wie groß war das Erstaunen, als man eine gebratene große Kröte in dem Innern derselben fand. Das ganze traurige Ereigniß klärte sich nun auf. Während der Nacht, wo die geputzte Gans im Keller lag, war die Kröte hineingekrochen, auch mit dieser zugleich gebraten worden, so daß sich ihre Säfte mit denen der Gans vermischten und diese vergifteten.

Anmerkung.

Ob die Kröten giftig seyen oder nicht, darüber ist unter den Naturforschern noch ein Streit. Einige behaupten, sie seyen giftig, Andere widersprechen dieser Behauptung. Sollten die gedachten Thiere wirklich nicht giftig seyn, so ließe sich der oben erzählte Vorfall etwa folgender Massen erklären:

Als die in dem Gansbauch befindliche Kröte die zunehmende Hitze in der Bratröhre spürte, wurde ihr angst, und sie fing an einen Saft von sich zu geben, vielleicht, die Hitze zu mäßigen. Diese nahm aber immer mehr zu, und damit auch die Angst und Qual des Thieres, und das Ausspritzen oder Ausschwitzen des ihm zu Gebote stehenden Saftes. Nun ist aber bekannt, daß der Speichel oder Gelfer sowohl zorniger als geängsteter

und gequälter Thiere eine sehr schädliche Eigenschaft annimmt, wohl gar zu einem eigentlichen Gifte wird. Daher sagt man, daß es in Italien Giftmischer gebe, die Menschen entführen, sie in abgelegene Höhlen bringen, sie dort auf die fürchterlichste Weise zu Tode quälen, und den Speichel oder Geifer, der während dieser Qualen aus dem Munde der unglükklichen Schlachtopfer fließt, sammeln, um ihn nachher als Gift zu gebrauchen. Es wäre demnach die Gans in der obigen Geschichte wirklich durch die Kröte vergiftet gewesen.

Wäre die Nachricht, die ich so eben in J. P. Hamilton's Reisen durch die innern Provinzen Columbiens lese, gegründet, so würde dadurch meine vorhin geäußerte Vermuthung, daß der zwar an sich nicht giftige Saft einer Kröte, zum Gifte werden könne, wenn man dieses Thier quälet, vollkommene Bestätigung erhalten. Es sagt nämlich dieser Reisende: „Die Indianer erlegen die Tiger oft mit Pfeilen, deren Spitzen mit dem Safte einer Kröte vergiftet sind. Sie giebt ihn von sich, wenn man sie ans Feuer bringt, und er soll so verderbend seyn daß ein Tiger, nur wenig von solchen Pfeilen verwundet, gleich Convulsionen bekommt und stirbt."

Indessen hat Hamilton weder die Kröte, noch die Bereitung des aus ihr gewonnenen Giftes gesehen; sondern ein Oberst Moquera hat ihm die Sache bloß erzählt.

Anhang,

enthaltend

die Angabe

1) der Namen,
2) der Wirkungen der mehresten Gifte,
und
3) der Mittel, durch deren schleünige Anwendung Vergiftete oft noch gerettet werden können.

Die bisher erzählten Unglükksgeschichten werden jedem unserer Leser die Ueberzeugung gewähren, daß es, für jeden, der sein Leben nicht in Gefahr setzen will, höchst wichtig und nöthig sey, von denjenigen Dingen (Stoffen) unserer Erde, die wir Gifte nennen, diejenigen, wenigstens dem Namen und ihren Wirkungen nach, kennen zu lernen, mit denen er am leichtesten in Berührung kommen kann, und sich mit den Mitteln, durch welche Vergiftete oft noch von einem qualvollen Tode gerettet werden können, bekannt zu machen.

Wir glauben daher den Dank unserer Leser zu verdienen, wenn wir unsern Warnungsgeschichten noch ein

Namen-Verzeichniß

der im gemeinen Leben am häufigsten vorkommenden Gifte beyfügen, und zugleich bemerken, welche

Wirkungen

diese Gifte auf den menschlichen Körper haben, und durch welche

Mittel

diesen Wirkungen Eingehalt gethan und das in Gefahr gesetzte Leben gerettet werden könne:

Der leichtern und bequemern Uebersicht wegen theilen wir die Gifte hier ein:

I) in Gifte aus dem Mineralreiche;

II) in Gifte aus dem Pflanzenreiche;

III) in Gifte aus dem Thierreiche.

I) Gifte aus dem Mineralreiche.

A) Saůren

a) das Vitriolöhl, auch Schwefelsaůre genannt;

b) das Scheidewasser, auch Salpetersaůre genannt;

c) die Salzsaůre, (Salzgeist, Chlorůre;)

d) das Königswasser (eine Mischung aus b und c)

e) der oxydirte Salzgeist (Chlorine;)

f) die Phosphorsaůre;

g) die Sauerklee- oder Zukkersaůre;

h) die Essigsaůre (Essiggeist;)

i) die Weinsteinsaůre.

Anmerkung.

Zwar sind die 4 letzten dieser Saůren keine mineralischen Saůren, sondern theils animalischen, theils vegetabilischen Ursprungs; allein der Bequemlichkeit wegen, und um Wiederhohlungen zu vermeiden, wurden sie gleich mit hieher gesetzt.

Wenn eine dieser Säuren im concentrirten Zustande verschlukkt worden ist, so stellen sich folgende

Zufälle

ein:

1) Man hat einen sauren, brennenden höchst unangenehmen Geschmakk, und empfindet eine beißende Hitze im Halse und im Magen.

2) Es stellt sich ein stechender Schmerz im Rachen und im Schlund ein, der sich bald bis in die Eingeweide verbreitet.

3) Der Athem bekommt einen unausstehlichen Geruch.

4) Es erfolgt ein häufiges Aufstoßen, Neigung zum Brechen, wirkliches und wiederhohltes Erbrechen; das Gebrochene ist von verschiedenem Ansehen und Farbe, schmekkt sauer, schäumt und röthet das blaue Zukkerpapier.

5) Es entstehen Schlukksen und Verstopfungen, noch häufiger mit Blut vermischte Stühle und Bauchgrimmen, oder vielmehr dergestalt reißende Schmerzen im Unterleibe, daß dem Kranken sogar der Drukk des Hemdes unausstehlich wird.

6) Indem sich die Schmerzen bis in die Brust erstrekken, entsteht Schwierigkeit des Athemhohlens, Bangigkeit, häufiger und unregelmäßiger Puls, brennender Durst, und indem die genommenen Getränke die Schmerzen vermehren, werden sie bald wieder weggebrochen.

7) Es stellen sich ein: öfters Schaudern und Kälte der Haut, besonders der untern Gliedmassen; kalte und klebrige Schweiße; wiederhohlte und fruchtlose Versuche zum Harnen; zitternde Bewegung der Lippen, des Gesichts und der Glieder; große Entkräftung.

8) Das Gesicht, anfangs wenig entstellt, wird bald blaß und bleyfarben, die Geisteskräfte aber bleiben am längsten unversehrt.

9) Es ist nicht selten, daß das Innere des Mundes und der Lippen verbrannt, verdikkt und mit weißen und schwarzen Flekken, wie Rinden aussehend, angefüllt wird, welche, indem sie sich ablösen, den Kranken schmerzen und einen ermattenden Husten nach sich ziehen; alsdann ist auch die Stimme verändert.

10) Manchmahl zeigt sich ein schwarzer Ausschlag auf der Haut.

Diese Zufälle sind freylich nicht immer alle bey einem und demselben Menschen vorhanden, sondern oft nur einige. Das Scheidewasser erzeügt noch außerdem an den Lippen und andern Theilen, mit denen es in Berührung kommt, gelbe Flekken.

Wenn es nun geschehen ist, daß sich irgend ein Mensch durch die eine oder die andere dieser Saüren innerlich vergiftet hat, so ist freylich das Erste, daß man unverweilt nach einem ge-

schikkten Arzt schikke.*) Bis aber derselbe kommt, oder im Falle man gar keinen haben kann, lasse man folgende

Behandlung des Kranken

Statt finden:

1) Ohne einen Augenblikk zu verlieren, mische man 2 Loth gebrannte Magnesia in eine halbe Maß bis 3 Seidel Wasser, und gebe dem Kranken alle 2 Minuten ein Glas voll davon zu trinken. Mit dem Gebrauche dieses Mittels fährt man fort, bis hinlängliches Erbrechen erfolgt. Um aber dieses Mittel so schnell als möglich anwenden zu können, ist es freylich nöthig, daß jeder Hausvater, oder wenigstens Jeder, der mit gedachten Saüren umgeht, gebrannte Magnesia und zwar schon in Påkkchen, jedes zu 2 Loth, in seinem Hause vorräthig habe. Denn bis man in die, oft weit entfernte, Apotheke, wo dieses Mittel immer zu haben ist, schikkt, kann leicht so viel Zeit verloren gehen, daß die Anwendung desselben fruchtlos bleibt.

Anmerkung.

Wer die Gewohnheit hat, Magnesia und etwa noch andere Arzneymittel im Hause vorräthig zu halten, der wird wohl thun, auf jedes dieser Mittel den Namen

*) Nicht nur bey Vergiftungen durch Saüren, sondern bey einer jeden Vergiftung muß der Arzt unverzüglich gerufen werden.

deütlich zu schreiben, damit keine Verwechslung vorfallen könne, und es ihm nicht gehen möge, wie den Personen in Nro. 9, 19, 25.

2) Sollte Magnesia nicht sogleich zu haben seyn, so mache man auf das Schleünigste einen Absud von Leinsaamen, oder von Gerstengraupe, oder von Reis, und gebe davon, bis die Magnesia kommt, dem Kranken fleißig zu trinken. Denn man muß wissen, daß der gute Erfolg der Behandlung von dem haüfigen Genuß schleimiger Getränke abhängt. Eine kurze Verzögerung und geringe Vernachläßigung in dieser Hinsicht kann den Zustand des Kranken sehr verschlimmern.

3) In Ermanglung der Magnesia kann man 1 Loth Seife in einer halben Maß bis 3 Seidel Wasser auflösen und diese Auflösung in kurzen Zwischenraümen trinken lassen.

4) Sollte aber auch keine Seife sogleich bey der Hand seyn, so gebe man auf ähnliche Art eines der folgenden Dinge in Wasser aufgelöst: a) gestoßene Kreide, b) zermalmte Krebsaugen, c) weißgebranntes Hirschhorn, d) zerstoßenes Perlmutter, zerstoßene Perlen oder Korallen.

Anmerkung.

Potasche und Soda, folglich auch ein aus Holzasche bereiteter und durch einen leinenen Lappen geseiheter, Trank sind zu scharf, als daß man sie wie die Magnesia brauchen könnte. Jedoch ist ein solcher Trank

das beste Mittel, den schädlichen Folgen der Sauerklee-säure Einhalt zu thun.

5) Man gebe zugleich auch Klystire, die mit Seife oder pulverisirten Krebsaugen, Kreide, Korallen, Hirschhorn bereitet sind.

Anmerkung.

Wenn Schwefel-Saüre (Vitriol-Oehl) verschlukkt worden ist, so darf weder Wasser allein, noch Wasser mit gebrannter Magnesia, sondern es muß Wasser mit gemeiner (kohlensaurer) oder ungebrannter Magnesia gegeben werden. Ohne diese Vorsicht wird zu viel Hitze im Magen erzeugt.

6) Wenn ungeachtet des Gebrauches dieser Gegengifte kein Erbrechen erfolgt, so muß man sich hüten, Brechweinstein, Brechwurz (Ipecacuanha) oder andere reitzende Brechmittel anzuwenden. Nicht einmahl mit den Fingern oder dem Barte einer Feder u. d. gl. darf man den Hals kitzeln, weil man dadurch die schon angefangene Entzündung in dem Halse nur vermehren würde.

7) Durch die bisher angegebne Behandlung des Kranken wird das noch in dem Magen vorhandene und noch nicht in die verschiedenen Gefäße eingedrungene Gift ziemlich unschädlich gemacht worden seyn, und man hat nunmehr seinen Bedacht darauf zu nehmen, daß die eingetretene Entzündung geheilt werde. Dieß geschieht dadurch, daß man Leinsamen oder Pappelblumen, (Malvenblüthen)

kochet und stark einsieden läßt, damit die Brühe nicht zu schwach sey, und dann in diese Brühe, wenn sie lau ist, Leinwandtücher vollkommen eintaucht und auf den Unterleib legt. Sollte der Kranke den Drukk dieser Tücher nicht vertragen können, so befeüchte man mit den genannten Flüssigkeiten öfter den Unterleib vermittelst eines Schwammes, oder, was noch besser ist, man setze den Kranken in ein lauwarmes Bad.

8) Wenn hierauf nicht baldige Linderung folgt, so lege man 12 — 15 Blutsauger (Blutegel) an diejenige Stelle des Unterleibes, wo der größte Schmerz ist, oder man lasse zur Ader.

Wenn durch Wirkung der Blutsauger der Schmerz verschwindet, und an einem andern Orte erscheint, so stehe man nicht an, auf diese neü entstandene schmerzhafte Stelle eben so viele Blutsauger zu legen, und man fürchte sich nicht, bey einer nochmahligen Verrükkung der schmerzhaften Stelle nochmahls 15 — 20 Blutsauger anzulegen. Die Rettung des Kranken hängt unter diesen Umständen von der Menge des Blutes ab, das man ihm abzapft. Um aber hierin nichts zu versehen und den Kranken nicht zu sehr zu schwächen, ist es gut, wenn ein Arzt diese ganze Operation leitet.

Anmerkung.

Diese wirksamen äußerlichen Mittel werden durch den Gebrauch schleimiger Getränke, dergleichen das

Gummiwasser, eine Abkochung von Leinsamen oder Eibisch gar sehr befördert. Dagegen aber versage man jeden Genuß von Lebensmitteln, sogar der Fleischbrühe.

9) Wenn der Kranke nicht schlukken kann, und die Entzündung des Halses Besorgniß erwekkt, so lege man 10 — 12 Blutsauger um den Hals.

10) Die Krämpfe und Zukkungen verschwinden gewöhnlich mit der Entzündung, von welcher sie herrühren. Sollten sie aber dessen ungeachtet fortdauern, so lasse man 3 — 4 Mohnköpfe in einem Seidel (½ Maß) Wasser ¼ Stunde sieden, thue 2 — 3 Pommeranzenblätter und 6 Loth Zukker darein, und gebe dieß Getränke auf 3 Mahl von halber zu halber Stunde.

11) Erst dann, wenn diese Zufälle ganz verschwunden sind, und das Fieber nachgelassen hat, kann man dem Kranken eine Brühe von Kalb- oder Hühnerfleisch erlauben. Wenn er den Genesungszustand antritt, so genieße er Gerstenschleim, Hafergrütze, Kartoffelsuppe, Reisschleim, fette Fleischbrühen. Aber feste Speisen, Wein und andere geistige Getränke gestatte man ihm durchaus nicht, denn diese würden die kaum gedämpfte Entzündung des Magens wieder herbeyführen. Erst 3 — 4 Tage nach der vollkommenen Genesung darf der Kranke feste, und zwar nur wenige und leicht verdauliche, Speisen genießen.

Anmerkung 1.

Wenn die genannten Saüren nur äußerlich an den Körper kommen und nur die Haut berühren, so dringen sie nicht in das Innere ein, sondern verursachen nur eine Verbrennung. Um dieser so viel als möglich vorzubeugen oder sie unschädlich zu machen, muß man die Saüre möglichst schnell wegzuwaschen oder mit Seifenwasser abzustumpfen suchen und hierauf die verletzten Stellen wie Brandwunden behandeln.

Anmerkung 2.

Man könnte hier folgende Einwendung machen und fragen: Warum sind das Kochsalz und der Salpeter, welche Salze wir ja so haüfig genießen, nicht giftig, da es doch die in ihnen enthaltenen und daraus gewonnenen Saüren in so hohem Grade sind? Zur Antwort hierauf dienet: In den gedachten Salzen (dem Kochsalz und Salpeter) sind die fraglichen Saüren noch mit andern Stoffen verbunden und nicht frey und im concentrirten Zustande vorhanden, und dieß ist der Grund, warum wir gedachte Salze ohne Gefahr mit andern Speisen vermischt, genießen können, wie wohl beym Salpeter doch schon große Vorsicht nöthig ist, wie wir weiter unten sehen werden. Wir verstehen aber unter einer concentrirten (gleichsam eingeengten, zusammengedrängten) Saüre eine solche, die nicht mit Wasser verdünnt noch mit andern Stoffen verbunden ist. Eine solche Saüre wirkt weit heftiger, als eine mit Wasser verdünnte oder mit andern Stoffen verbundene.

B) Kalien oder Alkalien.

a) Die Seifensiederlauge;
b) der gemeine Aetzstein der Wundärzte;
c) die gemeine Pottasche;
d) das Weinsteinsalz und Weinsteinöhl;
e) die Soda;
f) der ätzende Salmiak-Spiritus;
g) das Englische Riechsalz;
h) der gemeine Salmiak-Spiritus;
i) das Hirschhorn-Salz;
k) der lebendige (gebrannte aber ungelöschte) Kalk;
l) der gelöschte Kalk.

Die Zufälle,

welche die jetzt genannten Kalien bewirken, wenn sie im concentrirten Zustande in den menschlichen Körper kommen, sind beynahe dieselben, welche die Saüren hervorbringen, und die wir vorhin beschrieben haben. Nür ist zu bemerken, daß der Geschmakk dieser Gifte scharf, brennend (kaüstisch) und harnartig, und das Weggebrochene nicht sauer ist, noch Bläschen wirft, sondern laugenhaft schmekkt und den Veilchensaft grün färbt.

Das concentrirte flüchtige Kali (Englische Riechsalz) wirkt weit heftiger als alle andern, und verursacht in kurzer Zeit die fürchterlichsten Zukkungen. Daher darf man Ohnmächtigen ein

Fläschchen, worin dergleichen Riechsalz ist, ja nicht lange unter die Nase halten, sondern man muß es schnell unter derselben wegbewegen.

Behandlung

derjenigen Personen, die durch Verschlukkung des einen oder des andern dieser Gifte in Lebensgefahr gerathen sind.

1) Man thue schnell 2 Eßlöffel voll Weinessig oder Citronensaft in ein gewöhnliches Trinkglas voll Wasser, und lasse die Patienten diese Mischung trinken. Es ist aber nicht genug, daß man etwa nur ein Glas dieses Getränkes dem Kranken reiche; nein! er muß mehrere Gläser davon in kurzen Zwischenräumen trinken. Hat man aber weder Weinessig noch Citronen bey der Hand, so lasse man viel Wasser trinken, um den Kranken zum Brechen zu bringen. Man hüte sich aber ja sorgfältig, Brechweinstein oder Brechwurz zu geben.

2) Wenn die schlimmen Zufälle nicht nachlassen, so gebe man schleimige Getränke, wende erweichende Umschläge an, gerade so, wie oben bey den Vergiftungen durch Säuren S. 181 Nro. 7. gelehrt worden ist.

C) Kalische Verbindungen.

a) Salpetersaures Kali oder Salpeter, auch Nitersalz genannt.
b) Salzigtsaures Ammoniak oder Salmiak.
c) Geschwefeltes Kali oder Schwefelleber.

Wirkungen des Salpeters.

Der Salpeter, den mehrere Aerzte nicht wollen als ein Gift angesehen wissen, ist für Menschen und Thiere giftig, selbst wenn er äußerlich auf Wunden gebraucht wird. Daher muß man beym Gebrauche desselben höchst vorsichtig seyn, und darauf sehen, daß er nicht in zu großer Menge in den Körper komme. Er verursacht, wenn diese Vorsicht unterlassen wird, hartnäkkiges, oft blutiges Erbrechen und heftige Entzündung des Magens; er greift die Nerven an, und bringt öfters eine Art von Betrunkenheit, Lähmung der Glieder und Zukkungen hervor.

Behandlung der durch Salpeter Vergifteten.

Man gebe mehrere Gläser Zukkerwasser, oder bloßes lauwarmes Wasser, oder eine Abkochung von Leinsamen oder Eibischwurzel zu trinken. Durch dieses Mittel wird der Magen angefüllt, es entstehet ein Erbrechen und das Gift wird ausgeworfen. Lassen auf den Gebrauch dieser Mittel die schlimmen

Zufälle nicht nach, vermehren sie sich vielmehr und werden die Schmerzen im Unterleibe sehr stark, welches ein Zeichen der Entzündung ist, so setze man 10 — 12 Blutsauger an die schmerzhafte Stelle und behandle den Kranken, wie oben S. 181 Nro. 7. angegeben ist.

Wirkungen des Salmiaks.

In größeren Gaben erregt er Erbrechen, Zukkungen, allgemeine Erstarrung, Schmerzen im Unterleibe, Entstellung der Gesichtszüge und verursacht endlich den Tod.

Behandlung.

Man eile mit Hülfe des Wassers, oder noch besser des Zukkerwassers, wovon man mehrere Gläser trinken läßt, das Erbrechen zu befördern. Will sich dieses nicht einstellen, so bringe man den Finger in den Schlund, oder kitzle diesen mit dem Barte einer Feder. Man besänftigt hernach die Zufälle, durch eine Abkochung von Mohnköpfen, wie wir oben S. 183 Nro. 10. gelehrt haben. Die übrige Behandlung besorgt am besten der Arzt.

Wirkungen der Schwefelleber.

Die durch die Schwefelleber verursachten Zufälle sind ungefähr denen gleich, die der Salpeter hervorbringt, nur aber sind sie noch viel heftiger.

Behandlung.

So bald ein Mensch Schwefelleber verschlukkt hat, so lasse man ihn mehrere Gläser eines säuerlichen Wassers, das man sich bereitet, indem man 2 Eßlöffel voll Weinessig oder Citronensaft in ein Trinkglas voll Wasser thut, trinken. Wenn man durch dieses Mittel Erbrechen und Zersetzung der Schwefelleber bewirkt hat, so lege man 10, 12 bis 15 Blutsauger (Blutegeln) auf die schmerzhaften Stellen des Leibes und behandle übrigens den Kranken, wie oben S. 181 Nro. 7. ist gelehrt worden.

D) Metallische Gifte.

a) Quekksilber-Zubereitungen (Präparate.)

1) Aetzender Sublimat.
2) Rother Präcipitat.
3) Mineralischer Mohr.
4) Zinnober.
5) Graue Neapolitanische Salbe.
6) Der weiße Quekksilber-Niederschlag (weiße Schminke.)

Bemerkungen über die erstgenannten Gifte.

In der Hand eines geschikkten und umsichtigen Arztes sind gedachte Substanzen wirksame Arzneymittel; aber da öfters Marktschreyer und Quakksalber

die Leichtglaubigkeit der Menschen mißbrauchen, und diese Mittel ohne alle Vorsicht anwenden; so thut es noth, die Gefahren zu bezeichnen, denen sich Kranke, die sich Quakksalbern anvertrauen, aussetzen.

Es ist nicht selten, daß schon ein einziger Gran (so schwer wie ein Gerstenkorn) ätzender Sublimat, in Getränk gegeben, üble Folgen hat, noch vielmehr also, wenn die Menge die doppelte oder dreyfache ist. Auf Wunden, Krebsgeschwüre &c. gelegt, in der Absicht, die Heilung zu bewirken, ist er ein heftiges Gift und verursacht den Tod in 15 — 30 Stunden.

Die graue Neapolitanische Quekksilber-Salbe, womit man oft den Kopf der Kinder, wohl auch das Rindvieh, einschmiert, um die Lause zu tödten, ist, besonders wenn das Einreiben oft wiederhohlt wird, nicht ohne Gefahr, und kann wirklich den Tod verursachen.

Zufälle,

die entstehen, wenn ein Mensch innerlich oder äußerlich durch die vorhin genannten Quekksilber-Präparate vergiftet worden ist.

1) Der Vergiftete hat einen scharfen, metallischen, mehr oder weniger Tintenartigen Geschmakk im Munde, dessen er nicht los werden kann.

2) Der Hals wird oft zusammengeschnürt.

3) Es stellen sich bald Schmerzen im Schlunde, im Magen und Unterleibe ein, die unerträglich werden.

4) Neigung zum Erbrechen oder wirkliches Erbrechen.

5) Das Weggebrochene ist von verschiedener Farbe, öfters mit Blut vermischt, wirft keine Bläschen und färbt den Veilchensaft nicht grün.

6) Verstopfung oder Durchfall. Letzterer ist oft blutig.

7) Häufiges, unangenehm riechendes Aufstoßen, Schlukksen, schweres Athmen und Erstikkungsgefahr.

8) Der Puls wird geschwind, klein und zittert manchmahl unter dem Finger, wie eine schwingende Saite; oft ist er ungleich und aussetzend.

9) Unauslöschlicher Durst, Harnstrenge, Krämpfe, Kälte der Gliedmassen, fürchterliche Zukkungen, Entstellung der Gesichtszüge, Erschöpfung der Kräfte und endlich, wenn nicht schnelle Hülfe geschafft wird, der Tod.

Behandlung.

Wenn ein Mensch durch ein Quekksilbermittel, das entweder in den Magen gelangt oder äußerlich angebracht worden, vergiftet worden ist; so rühre man 1) 12 — 15 Eyerweiß (oder auch die Eyerdotter) mit einer Maß kaltem Wasser an, und gebe alle 2 Minuten ein Glas voll von diesem Getränk, um Erbrechen zu befördern. Wenn man nicht so

viele Eyer haben kann, so nimmt man deren so viel als man hat, und sucht sich unter dessen die andern zu verschaffen. Hat man die angegebene Anzahl von Eyern verbraucht, und das Erbrechen und die andern üblen Zufälle lassen nicht nach; so gebe man das nämliche Getränk mit Eyern nochmahls. Kann man aber gar keine Eyer bekommen, so gibt man

2) viele Milch zu trinken, oder auch Gummiwasser, oder eine Abkochung von Leinsamen, Malvenblüthen, Eibischwurzeln oder Zukkerwasser, oder auch, wenn man dieses alles nicht hat, bloßes Wasser.

Wenn diese ersten Hülfsleistungen geschehen sind, so behandle man den Kranken

3) wie oben bey den Saüren S. 181 Nro. 7. 8. 9. 10. gelehrt worden, ausgenommen, daß man suchen muß, das Erbrechen zu befördern, indem man den Schlund mit einem Finger oder mit dem Barte einer Feder kitzelt.

b) Arsenik-Präparate.

1) Weißer Arsenik, (Ratten- oder Maüsepulver, Giftmehl, Hüttenrauch).
2) Schwarzer Arsenik, gewöhnlich Fliegenstein oder Fliegengift genannt.
3) Operment oder Auripigment.
4) Realgar oder Rauschgelb oder Sandarach.
5) Weißes Arsenik-Oxyd mit einer Teigmasse (ein Schönheitsmittel).

Die Zufälle, die durch vorstehende Substanzen bewirkt werden, sind die nämlichen, die wir vorhin als Wirkungen der Quekksilber-Präparate angegeben haben.

Behandlung.

Die beste Art, einen durch verschlukkten Arsenik Vergifteten zu behandeln, ist die: daß man mehrere Gläser Zukkerwasser, lauwarmes oder kaltes Wasser, oder eine Abkochung von Leinsamen oder Eibischwurzeln trinken läßt. Durch dieses Mittel wird der Magen angefüllt, es entsteht ein Brechen, und das Gift wird ausgeworfen. Man kann auch einige Gläser voll von einer Mischung aus gleichen Theilen Kalk- und Zukkerwasser trinken lassen.

Anmerkung.

Kalkwasser verschafft man sich, wenn man ein halbes Loth frisch gebrannten (ätzenden) Kalk mit sechs Seideln Wasser ablöscht, und die Flüssigkeit, nach dem sie sich 5 — 7 Minuten lang erhitzt hat, durch Leinwand seiht.

Wenn man dahin gekommen ist, daß man die vornehmsten schlimmen Zufälle besänftigt hat; so behandle man den Kranken, wie es oben bey den Saüren S. 181 ff. Nro. 7 — 11. gelehret worden.

c) Kupfer-Präparate.

1) Grünspan (künstlicher).

2) Natürlicher Grünspan (Kupfergrün).

3) Blauer Vitriol (Cyprischer Vitriol, Kupferblau, Kupferwasser).

4) Der sich an kupfernen und messingen Gefäßen ansetzende Rost (Kupferrost).

5) Kupferhaltige Salmiakblumen.

Zufälle.

Scharfer und kupferiger Geschmakk; trokkne und gedörrte Zunge; Zusammenziehung des Schlundes und kupfriges Aufstoßen; schmerzliches Erbrechen, oder fruchtlose Anstrengungen dazu; Ziehen im Magen und schrekkliche Colik; haufige, schwarze blutige Stühle; aufgetriebener Leib; kleiner, harter und rascher Puls; großer Durst und Angst; kalte Schweiße, geringes Harnen, Kopfschmerz, Schwindel, Krämpfe, Convulsionen, Tod.

Behandlung.

Man lasse den Kranken viel Milch und Wasser trinken, um das Erbrechen zu befördern. Dann gebe man, wie oben S. 191 ff. bey Quekksilber-Vergiftungen gelehrt worden, Eyweiß mit Wasser vermischt in reichlichem Maße. Entzündungen wirkt man durch die S. 181 ff. Nro. 7 — 10. angegebenen Mittel entgegen.

d) Spießglanz-Zubereitungen.

1) Der Brechweinstein.

2) Die Spießglanzbutter.

3) Der mineralische Kermes (Karthäuserpulver).

4) Der Goldschwefel.
5) Das Algaroth-Pulver.
6) Der schweißtreibende Spießglanz.
7) Die Spießglanz-Leber.
8) Das Spießglanz-Glas.

Zufälle.

Diese sind denen, durch Säuren verursachten, ähnlich, nebst häufigem und hartnäkkigem Erbrechen, häufigen Stuhlausleerungen, Zusammenziehen des Schlundes, Krämpfen, Zeichen von Berauschung und Niederlage der Kräfte.

Behandlung.

Hat der Kranke Magenkrämpfe und häufiges Erbrechen, so muß man dieses befördern, indem man einige Gläser Zukkerwasser, oder, während man den Zukker zergehen läßt, bloß einfaches Wasser darreicht. Will sich das Uebel hiernach nicht geben, und das Erbrechen und die Schmerzen dauern fort; so gebe man einen Gran Opium-Extrakt in einem Glas Zukkerwasser aufgelöset, und man wiederhohle das Einnehmen dieser Arzney, in der Zwischenzeit von einer Viertelstunde, dreymahl nach einander, wenn die Zufälle nicht besänftigt worden sind. In Ermanglung von Opium-Extrakt läßt man 2 Loth Magsamen-Saft in einem Glas Wasser nehmen, und wenn man diesen Saft auch nicht haben kann, so bereite man den S. 183

Nro. 10. angegebenen Mohnköpf=Absud und gebrauche ihn nach der dort enthaltenen Vorschrift. Dauern dennoch die Zufälle fort, so setze man 12 bis 15 Blutsauger (Blutegel) auf die Magengegend; das Nämliche müßte am Halse geschehen, wenn die Zuschnürung des Schlundes bey dem Kranken das Schlukken verhindert.

In dem Falle, wo der, durch ein Spießglanz=Präparat, Vergiftete sich nicht erbricht, aber doch an Zufällen leidet, die eine Vergiftung anzeigen, gebe man ihm mehrere Gläser Zukkerwasser zu trinken. Wenn hierauf kein Erbrechen erfolgt, so lasse man mit einer Maß Wasser 4 oder 5 gequetschte Galläpfel, oder 4 Loth gröbliches Chinapulver, oder, in Ermanglung dieser beyden, Eichen= oder Weidenrinde 10 Minuten lang kochen, und gebe von dieser Abkochung dem Kranken mehrere Gläser zu trinken. Das Uebrige muß der Arzt besorgen.

e) Zinn=Zubereitungen.

1) Zinnbutter.
2) Hornzinn.
3) Jupitersalz (Zinnsalz).
4) Rauchender Liquor des Libavius.
5) Grauer Zinnkalk.
6) Zinnblumen (weiße Schminke).

Zufälle.

Herber metallischer Geschmakk; Zusammenziehung des Schlündes; Erbrechen mit Schmerz über den ganzen Unterleib; reichliche Stühle; kleiner, harter und häufiger Puls; convulsivische Bewegungen der Hände und Füße und des Gesichtes; Lähmung und meistens der Tod.

Behandlung.

Man gebe ohne Verzug dem Kranken mehrere Gläser Milch zu trinken; denn dieß ist das beste Gegengift gegen die Zinnpräparate. Hat man aber dieses Mittel nicht gleich bey der Hand, so gebe man, bis man sich solches verschafft hat, Eyweiß mit lauwarmem Wasser oder auch bloß kaltes Wasser, um das Erbrechen zu befördern. Wenn indessen die schlimmen Zufälle zunehmen, so verfahre man, wie oben S. 181 ff. Nro. 7 — 10 gelehrt worden.

f) Wißmuth und Zink-Zubereitungen.

1) Wißmuth Weiß, (Spanisches Weiß, weiße Schminke).
2) Weißer Vitriol (Zinkvitriol, weißer Galitzenstein).
3) Das weiße Nichts (Augennichts).

Zufälle.

Das Spanische Weiß, als Schminke gebraucht, verstopft die Schweißlöcher, hindert also die Aus-

dünstung, und erzeügt langwierige Krankheiten, z. B. Flüße, Nervenschmerzen. Kommt aber von diesem Präparat etwas in den Magen, so entstehen folgende Uebel: Engbrüstigkeit; Uebelkeiten und Erbrechen; Durchfälle oder Verstopfungen; Koliken; Hitze in der Brust; Schwindel, Schläfrigkeit und endlich der Tod.

Diese Zufälle zu stillen und die Todesgefahr zu beseitigen, lasse man den Kranken viel lauwarme Milch und andere schleimige Getränke zu sich nehmen. Die übrige Behandlung muß der Arzt anordnen.

Der weiße Vitriol und das weiße Nichts erregen heftiges Brechen und werden daher bald nach ihrem Genusse wieder aus dem Körper ausgestoßen, es folgt daher der Tod nicht so haüfig auf ihren Genuß, wie auf den Genuß anderer Gifte, indessen fehlt es doch nicht an Beyspielen, wo sie auch den Tod verursachten. Die Zufälle, die sich nach ihrem Genusse einstellen, sind: scharfer, herber Geschmakk; ein Gefühl von Erstikkung; Ekel und Erbrechen, Schmerzen im Magen, haüfige Stühle; schwieriges Athmen; Blässe des Gesichts und Kälte der Hände und Füße.

Die Behandlung

eines solchen Kranken besteht darin, daß man ihm laues Wasser, besonders aber Milch in reichem Maße reicht. Was sonst noch mit ihm vorgenommen

werden muß, ist der Anordnung des Arztes zu überlassen.

g) Silber = Präparate.

1) Der Höllenstein.

2) Das Knallsilber.

Der Höllenstein verursacht, wenn er in den Magen kommt, die Zufälle, die wir oben S. 190 ff. bey den Quekksilber Vergiftungen angegeben haben. Das beste

Gegengift

gegen diese Substanz ist das Küchensalz. Man lasse also, wenn man einem Kranken, der durch Höllenstein vergiftet ist, zu Hülfe kommen will, einen Eßlöffel voll Küchensalz in einer Maß Wasser zergehen, und gebe es ihm zu trinken. Es wird Brechen entstehen, und die Zufälle werden nachlassen. Lassen sie nicht nach, so muß der Arzt die weitere Cur anordnen.

h) Bley = Zubereitungen.

1) Bleyzukker.

2) Bley = Extract.

3) Goulardsches Wasser.

4) Bleyweiß (Kremser Weiß).

5) Bleygelb (Massikot).

6) Silberglätte (Bleyglätte.)

7) Mennig.

Zufälle.

Wenn man eine nicht gar kleine Menge Bleyzukker, oder ein anderes, im Wasser auflösliches, Bleypräparat verschlukkt hat, so empfindet man einen süßen, zusammenziehenden, metallischen, unangenehmen Geschmakk, eine Zusammenziehung des Schlundes, mehr oder weniger lebhafte Schmerzen in der Magengegend, Neigung zum Brechen, schmerzhaftes, hartnäkkiges und blutiges Erbrechen, mit einem Worte: alle Anzeigen, die eine Folge der Magenentzündung sind. Wenn man anstatt einer solchen Gabe eines Bleypräparats Wasser oder Wein getrunken hat, das nur wenig von diesem Metall enthält, so empfindet man gleich Anfangs keine Beschwerden. Aber wenn man den Gebrauch dieser Getränke fortsetzt, so entsteht eine langwierige Krankheit, welche im Allgemeinen mit der Mahlerkolik, die auch von Bley herrührt, übereinkommt. Es ist daher sehr unklug, Wasser zu trinken, das in bleyernen Gefäßen aufbewahrt oder mit dergleichen geschöpft, oder in bleyernen Röhren herbey geleitet worden. Noch thörichter ist es, Weine zu trinken, die durch Bleyzukker oder Bleyglätte verbessert worden sind; dergleichen Weine sind wahres Gift, und wer sie zubereitet, ist ein Giftmischer.

Behandlung.

Man eile, den durch ein Bleypräparat Vergifteten einige Gläser voll Wasser, in dem man Glauber- oder Bittersalz aufgelöset hat, trinken zu lassen. Man läßt z. B. ein Loth von dem einen oder dem andern dieser Salze in einer halben Maß Wasser zergehen, und gibt es dem Kranken zu trinken. In Ermanglung der gedachten Salze kann Cisternen-Wasser, oder, wenn auch dieses fehlt, bloßes Quellwasser, worein man etwas Schwefelsaüre (Vitriolöhl) gethan hat, gegeben werden. Seifenwasser, Eyweiß, Milch thun auch gute Dienste. Wenn man auf diese Weise die hauptsächlichsten Zufälle besänftigt hat, so gebe man Zukkerwasser, oder irgend ein anderes schleimiges Getränke, und überlasse das Uebrige dem Arzte.

II) Gifte aus dem Pflanzenreich oder Giftpflanzen.

A) Solche, die ein scharfes Gift haben.

a) Die allergiftigsten.

1) Die Christwurz oder schwarze Nießwurz (Helleborus niger. L.)

2) Die weiße Nießwurz (Veratrum album L.)

3) Eisenhut (Aconitum napellus, cammarum und Lycoctonum. L.)

4) Purgier= oder Gnadenkraut (Gratiola officinalis. L.)

5) Seidelbast, Kellerhals, Bergpfeffer (Daphne mezereum. L.)

6) Stinkender Wachholder, Seven= oder Sadebaum (Juniperus Sabina L.)

7) Herbstzeitlose, Wiesensafran (Colchicum autumnale. L.)

b) Die andern giftigen.

1) Die verschiednen Anemonen (Anemone pulsatilla, Küchenschelle; Anemone nemorosa, Waldröslein; Anemone pratensis, Wiesen=Anemone).

2) Mehrere Ranunkel= oder Hahnenfußarten, als Ranunculus acris scharfer Hahnenfuß; Ranunculus sceleratus Gifthahnenfuß ꝛc.

3) Der scharfe Ritterspornn (Delphinium Staphysagria. L.)

4) Das Schöllkraut (chelidonium majus. L.)

5) Die gemeine Waldrebe (Clematis vitalba. L.)

6) Die Wolfsmilch (Euphorbium. L.)

7) Die Zaunrübe (Bryonia alba. L.)

8) Der gemeine Wunderbaum (Ricinus communis. L.)

9) Die Kaiserkrone (Fritillaria imperialis. L.)

10) Die Rebendolde (Oenanthe crocata. L.)

11) Das gemeine Sumpfläusekraut (Pedicularis palustris. L.)

12) Der scharfe Mauerpfeffer (Sedum acre. L.)

13) Die gemeine Hauswurz (Sempervivum tectorum. L.)

14) Der gemeine Aron, Zehrwurzel (Arum maculatum. L.)

15) Das Gummiguttä = Harz (Cambogia gutta. L.)

Wirkungen der scharfen Pflanzengifte.

Scharfer, beißender, mehr oder minder bitterer Geschmakk; brennende Hitze und große Trokkenheit der Zunge und des ganzen Mundes; schmerzhaftes Zusammenziehen des Schlundes; Neigung zum Erbrechen; Ausleerungen von oben und von unten; Schmerzen im Magen und in den Gedärmen; oft schwankender Gang, als wenn der Kranke betrunken wäre; Erweiterung des Augensterns; große Entkräftung und endlich der Tod.

Äußerlich angebracht erregen viele dieser Pflanzen Entzündung der Haut nebst Blasen oder Pusteln.

Behandlung.

Die Behandlung der durch die scharfen Pflanzengifte vergifteten Menschen weicht in den meisten Fällen von derjenigen, die bey Vergiftungen durch Quekksilber = Sublimat zu beobachten ist, nicht ab, ausgenommen, daß es hier nicht nöthig ist, Eyweiß

anzuwenden. Man behandle also den Kranken, wie oben S. 192 Nro. 2. und 3. gelehrt worden ist; man hüte sich sorgfältig, Brechweinstein, Weinessig und andere ähnliche Getränke zu geben, weil diese nur die Krankheit vermehren würden. — Es geschieht manchmahl, daß das verschlukkte Gift keine große Leibschmerzen verursacht, sondern Erbrechen, Entkräftung und große Unempfindlichkeit darauf entsteht. Alsdann gibt man, nachdem das Brechen durch Zukkerwasser befördert worden ist, einige kleine Tassen schwarzen Kaffee, indem man ¼ Pfund mit 1½ Schoppen kochendem Wasser übergießt, eine halbe Stunde lang stehen läßt, und alsdann durch ein Tuch seihet. Man gibt auch von Zeit zu Zeit 3 — 4 Gran Kampfer mit Eyerdotter abgerieben. Wenn der Kranke den Kaffee wegbricht, so wendet man den Rest zum Klystier oder zum Einreiben an. Es ist aber unterdessen nöthig, zu untersuchen, ob der Leib des Kranken noch schmerzhaft ist; in diesem Falle legt man 12 bis 15 Blutsauger an. Wenn, anstatt einer großen Entkräftung, vermehrter Reitz, Zukkungen und Irrereden vorhanden sind, so erregt man Brechen vermittelst einiger Gläser Zukkerwasser, die man zu trinken gibt und besorgt unterdessen die oben S. 183 Nro. 10. erwähnte Abkochung von Mohnköpfen und läßt den Absud trinken.

B) Solche, die ein narkotisches (betaübendes) Gift haben.

1) Der orientalische Mohn (Papaver somniferum. L.) von dem das Opium herkommt, das, unvorsichtig gebraucht, ein Gift ist.

2) Der Europäische Mohn, dessen Saft auch als Gift wirkt.

3) Das schwarze und weiße Bilsenkraut (Hyosciamus niger und H. albus L.)

4) Der Giftlattich (Lactuca virosa. L.)

5) Die Nachtschatten-Arten (Solanum. L.)

6) Der Eibenbaum (Taxus baccata. L.)

7) Die rothe Plattererbse (Lathyrus cicera. L.)

8) Die giftige Erve (Ervum ervilia. L.)

Wirkungen der narkotischen Gifte.

Wenn das eine oder das andere dieser Gifte in den Magen oder auf eine Wunde gebracht wird, so entstehen folgende Zufälle: Betaübung, Schläfrigkeit, Schwere des Kopfes, Verwirrung der Sinne, stierer Blikk, unüberwindliche Neigung zu schlafen, erweiterter Augenstern, Irrereden, Wildheit oder ausgelassene Lustigkeit. Manchmahl stellen sich auch ein: Schmerzen und Zukkungen in diesem oder jenem Theil des Körpers, Lähmung in den Beinen, veränderlicher Puls, geschwinderes Athemhohlen, Erbrechen, vorzüglich dann, wenn

das Gift durch eine Wunde beygebracht worden. Die Zukkungen und die Entkräftung nehmen allmählig zu, und der Kranke stirbt, wenn man ihm nicht schleünig zu Hülfe kommt.

Behandlung.

Wenn das Gift in den Magen gekommen ist, so muß man 4 — 5 Grän Brechweinstein, in einem Glas voll Wasser aufgelöset, geben. Wenn aber in Zeit von $\frac{1}{4}$ Stunde kein Erbrechen erfolget, so verordne man 20 Gran weißen Vitriol, den man ebenfalls in einem Glas Wasser auflöset, und in 2 getheilten Gaben, in einer Zwischenzeit von $\frac{1}{4}$ Stunde, wenn die erste Gabe nicht wirkt, nehmen läßt. Wenn diese Mittel nichts fruchten, so gibt man 3 — 4 Grän blauen Vitriol, in einem Glas Wasser aufgelöset, in der Absicht, das Gift nach oben oder unten auszuleeren. Man muß die Wirkung dieses Mittels unterstützen, indem man einen Finger in den Hals bringt oder den Schlund mit einer Feder kitzelt. Das Brechmittel darf in keiner größern als der angegebenen Menge Wasser aufgelöset werden, auch darf man nicht viel Getränke nachtrinken lassen, weil sonst das Uebel nur vermehret würde.

Hat der Kranke sich erbrochen und das Gift ist ganz oder beynahe aus dem Körper ausgeleert; so ist zwar die Krankheit weniger gefährlich, aber sie würde doch noch tödtlich werden, wenn sie sich

selbst überlassen bliebe. Man muß also alle 5 Minuten Wasser, das man mit Weinessig, oder Citronensaft, oder Weinsteinrahm (Cremor tartari) säuerlich gemacht hat, abwechselnd mit einer Tasse voll schwarzen Kaffee trinken lassen. Den Kaffee bereitet man auf die S. 204 angegebene Art. Die Fühllosigkeit der Gliedmassen sucht man durch Reiben mit Bürsten oder wollenen Tüchern zu vermindern, und hört mit dem Gebrauch des säuerlichen Wassers und des Kaffees nicht eher auf, als bis alle Gefahr vorüber ist.

Wenn die Vergiftung durch Einbringen des Giftes in eine Wunde geschehen ist, so unterlasse man Brechmittel zu geben, weil man dadurch nur Zeit verlieren würde; sondern verordne auf der Stelle den Gebrauch des Kaffees und der säuerlichen Getränke.

Anmerkung.

Unter die hieher gehörigen Gifte gehört auch die Blausäure. Diese Säure, die übrigens ganz wasserhell ist, hat ihren Namen davon, daß sie in dem Berlinerblau enthalten ist. Sie macht aber auch einen der Bestandtheile des Kirschlorbeerbaumes, der bittern Mandeln, der Pfirsichkerne, der Traubenkirschenkerne u. a. aus. Diese Säure ist in ihrem reinen Zustande das heftigste unter allen Giften; sie tödtet schneller als irgend ein anderes Gift, oft schon in demselben Augenblick als sie in den Magen kommt (S. Nro. 72 — 76).

Daher sind die durch dieses Gift Vergifteten gewöhnlich ohne Rettung verloren. Nur wenn ihnen auf der Stelle Salmiak kann gereichet werden, sind sie noch zu retten.

C) Solche, welche ein narkotisch-scharfes Gift haben.

Hieher gehören besonders

1) Die giftigen Schwämme; 2) die Schierlingsarten, als die Hundspetersile (Aethusa Cynapyum L.) der geflekkte Schierling (Conium maculatum L.), der Wasserschierling, Wütherich (Cicuta virosa L.); 3) die Tollkirsche (Atropa Belladonna L.); 4) der gemeine Stechapfel (Datura Strammonium L.); 5) der betäubende Lolch (Lolium temulentum L.); 6) das Mutterkorn; 7) der rothe Fingerhut (Digitalis purpurea L.); der Tabak; 8) die Ausdünstungen aller Pflanzen, besonders der Blumen im Schatten; 9) alle bis zur Berauschung genossenen geistigen Getränke; 10) Krähenaugen, Kämpfer und Fischkörner (Kokelskörner).

Wirkungen der giftigen Schwämme.

Leibreißen, Neigung zum Erbrechen, wirkliches Erbrechen und Durchfall, innerliches Brennen, Ermattung, lebhafte, fast immer anhaltende Schmerzen, Krämpfe und Zukkungen in diesem

oder jenem Theile des Körpers, unauslöschlicher Durst, kleiner, harter, gespannter und geschwinder Puls. In gewissen Fällen äußert sich eine Art von Trunkenheit, ein stilles Irrereden und ein gewisser Schlummer, bis neue Schmerzen und Zukkungen den Kranken aus demselben erwekken. Manchmahl, anstatt einzuschlummern, behalten die Unglükklichen alle ihre Geisteskräfte; fürchterliche Schmerzen und Zukkungen, Ohnmachten und kalte Schweiße erschöpfen die Kräfte und bringen endlich den Tod hervor. Insgemein zeigen sich diese Zufälle erst 5, 7, 12 oder 24 Stunden nach dem Genusse der Schwämme.

Behandlung.

So bald dergleichen Zufälle sich einstellen, so gibt man 3 Gran Brechweinstein, in einem Glas Wasser aufgelöset. Wirkt dieß nicht, so gibt man ¼ Stunde später auf 3 Mahl und nach Zwischenzeiten von 20 Minuten ein zweites Glas Wasser, in welchem 3 Gran Brechweinstein und 24 Gran gepulverte Brechwurz (Ipecacuanha) und 2 Loth Glaubersalz aufgelöset wurden.

Ist Brechen erfolgt, so suche man durch Purgirmittel die übrigen Schwämme aus den Gedärmen zu entfernen. Man gibt in dieser Absicht alle halbe Stunden einen halben Eßlöffel voll von einer Mixtur aus 2 Loth Ricinus-Oehl und 3 Loth Pfirsichblüthensaft; man setzt auch ein purgierendes

Klystier aus 4 Loth Cassia, ½ Quintlein Sennesblätter und 1 Loth Bittersalz, was man ¼ Stunde lang mit 1½ Pfund (3 Seideln) Wasser kochen läßt. Wenn keine Wirkung erfolgt, so wiederhohlt man dieses Klystier 2 bis 3 Mahl. Wenn auch durch diese Mittel die Schwämme nicht ausgeleert werden, und die Krankheit zunimmt; so läßt man 2 Loth Rauchtabak mit 1½ Pfund Wasser ¼ Stunde lang kochen und gibt dieses als Klystier: es erfolgt auf dieses Mittel fast immer Erbrechen. Das Uebrige muß nun der Arzt besorgen.

Wirkungen der Krähen-Augen, des Kampfers und der Kokelskörner.

Wenn diese Gifte in den Magen kommen, oder durch Wunden beygebracht werden, so bringen sie in dem Gehirn und in dem obern Theile des Rükkenmarks einen heftigen Reitz hervor, und bewirken eine allgemeine krampfhafte Erstarrung; der Kopf krümmt sich gegen den Rükken, die Brust wird kaum erweitert, das Athmen hört auf, und die Kranken sterben an Erstikkung.

Anmerkung.

Der Kampfer wird zwar auch, wie viele andere Gifte, als ein Arzneymittel gebraucht, allein in zu großer Menge, oder in Oehl aufgelöset, gegeben, bringt er die angegebenen Wirkungen hervor.

Behandlung.

Man muß sogleich ein Brechmittel geben und den Gaumen kitzeln, um das Erbrechen zu befördern; hernach muß man, um der Erstikkungsgefahr zu begegnen, Luft einblasen. Innerlich gibt man alle 10 Minuten einige Eßlöffel voll von einer Mixtur aus 4 Loth Wasser, einem Quintlein Naphtha, 2 Quintlein Terpentinöhl und einem Loth Zukker.

Wirkungen

des Tabaks, der Tollkirsche, des Stech-Apfels, des rothen Fingerhuts, der Gartenraute und des Giftlolchs.

Wenn diese Gifte in den Magen oder in Wunden kommen, so entstehen folgende Zufälle: Unruhe, Schmerzen, Klagegeschrey, Phantasiren, Zukkungen des Gesichts, der Kinnbakken und der Glieder, erweiteter Augenstern, ein starker, geschwinder und regelmäßiger, oder aber auch ein kleiner, langsamer und unregelmäßiger Puls, Neigung zum Erbrechen und wirkliches hartnäkkiges Erbrechen, Bauchgrimmen und schmerzhafte Stühle. Manchmahl bemerkt man einen Zustand von Trunkenheit, große Entkräftung, Unempfindlichkeit, und die Kranken haben gar keine Neigung zum Brechen.

Behandlung.

Wenn der Vergiftete noch nicht gebrochen hat, so gebe man ihm ein Brechmittel, wie oben S. 209

angerathen worden. Wenn das Gift schon seit einiger Zeit verschlukket worden, so lasse man die Purgirmittel gebrauchen, die oben an dem erst angeführten Orte angegeben sind. Wenn nach geschehenem Erbrechen und Stuhlabgang der Kranke immerfort schlummert und wie schlagflüßig ist, so wende man einen Aderlaß an, besonders an der Drosselader, und alsdann gebe man Wasser mit Weinessig vermischt. Dieses darf aber nicht eher geschehen, als bis Ausleerungen erfolgt sind. Stellen sich starke Unterleibsschmerzen ein, so setze man 10 — 12 Blautsauger (Blutegeln) auf den Leib.

Wirkungen der 3 Schierlingsarten, nämlich des geflekkten Schierlings, der Gleiße (Hundspetersilie) und des Wasserschierlings.

Wenn man von diesen Pflanzen etwas, es seyen nun Blätter, oder Stengel, oder die Wurzel genossen hat, so stellen sich folgende Zufälle ein: brennender und stechender Schmerz im Magen, krampfhaftes Verziehen der Glieder, ja selbst des Kopfes, Aufschwellen der Herzgrube, Schlukken und heftiges Würgen zum Erbrechen; zuweilen laüft Blut aus den Ohren, und Gesicht und Bauch fangen an aufzuschwellen. Es zeigen sich schwarzblaue und brandige Flekken auf der Haut, und endlich stellt der Tod sich ein. Zu gleicher Zeit betaübt aber auch dieß Gift so, daß der Mensch

schwindelig wird, anfängt zu taumeln, nicht mehr recht hört, sieht, schmekkt oder fühlt. Ja er bekommt die Epilepsie oder das sogenannte böse Wesen.

Behandlung.

Man suche so schnell als möglich das Gift aus dem Körper fortzuschaffen, deßhalb veranlasse man gleich ein Erbrechen. Es ist aber nicht gleichviel, durch welches Mittel dieses geschieht; nur folgende beyde sind zu empfehlen: entweder stekke man eine in Baumöhl getauchte Feder in den Schlund, oder man lasse lauwarmes Wasser, mit viel Baumöhl oder Butter vermischt, trinken. Sollte hierauf noch kein Erbrechen sich einstellen, so lasse man 8, 10 bis 15 Gran, nachdem die kranke Person schwächer oder stärker ist, weißen Vitriol in 4 Loth Wasser zergehen, und gebe diese Auflösung dem Kranken zu trinken. Nachtrinken lasse man viel Gersten- oder Haferschleim, oder Milch mit Wasser oder Kamillenthee. Ist hinlänglich Erbrechen erfolgt, so wende man saure Molken oder Wasser mit Essig, oder Milch, oder auch viel Butter mit Honig vermischt theils als Getränk, theils als Klystier an. Auch Limonade ist sehr zuträglich. Ist der Hals sehr entzündet, so gurgle und spritze man ihn aus mit Gersten- oder Haferschleim, oder Milch, oder andern schleimigen Dingen, mit Honig vermischt. Eben diese

schleimigen Flüssigkeiten gibt man zu trinken, und wendet sie, mit viel Oehl vermischt, zu fortgesetzten Klystieren an in dem Falle, wenn sich Durchfall, Leibschmerzen, Brennen oder Zurückhalten des Urins einstellen sollten. Auf den Unterleib macht man zugleich Umschläge von Hirse, der mit Milch zu Brey gekocht ist. Die übrige Cur muß der Arzt anordnen.

Wirkungen des Mutterkorns.

Das Mutterkorn verursacht eine Krankheit, welche die Aerzte Kriebel-Krankheit nennen und die mit einer unangenehmen Empfindung in den Füßen, ähnlich derjenigen, die man hat, wenn Ameisen daran herumlaufen, anfängt, und endlich in den Brand übergeht.

Die Behandlung

dieser Krankheit muß nothwendig dem Arzte überlassen werden.

III) Gifte aus dem Thierreiche.

A) Scharfes thierisches Gift.

Ein solches haben nur die Spanischen Fliegen (Canthariden), wovon man macht

a) eine Tinctur;

b) ein Pflaster;

c) eine Salbe.

Wirkungen der Spanischen Fliegen.

Auf die Haut gelegt, oder in den Magen gebracht, bringen die Spanischen Fliegen oft die schlimmsten Zufälle hervor, die den Tod nach sich ziehen können. Die Zufälle, die sie hervorbringen, wenn sie in den Magen kommen, sind folgende: ekelhafter und widriger Geruch des Athems, beißender, äußerst unangenehmer Geschmakk, brennende Hitze im Schlunde, im Magen und im ganzen Leibe; Neigung zum Brechen, häufiges Erbrechen, wobey öfters das Ausgebrochene mit Blut gemischt ist; wiederhohlte Stühle, fürchterliche Schmerzen im Unterleibe, Brennen in der Harnblase, große Schwierigkeit, den Harn zu lassen; der Harn ist oft mit Blut gemischt; schrekkliche Convulsionen, Irrereden und Tod.

Behandlung.

Man errege durch häufiges Trinken von Zukkerwasser, Milch oder Leinsamen-Thee, Erbrechen. Entzündungen behandelt am besten der Arzt. Dauert das Brennen in der Harnblase fort, so mache man eine flüssige Salbe aus 4 Loth Baumöhl und ½ Loth Kampfer und reibe solche auf der innern Seite der Ober- und Unterschenkel ein. Wenn die Vergiftung durch äußerliche Anwendung geschehen, so suche man kein Erbrechen zu erregen; sondern man setze den Kranken in ein lauwarmes Bad, man gebe ihm alle 2 Minuten ein

halbes Glas voll Zukkerwasser, man mache die eben angegebene Einreibung, und wenn sich der Kranke über starke Schmerzen in der Gegend der Blase oder des Magens beklagt, so lege man an diesen Stellen 10 — 12 Blutsäuger an; auch unterlasse man nicht, in Eibisch- oder Leinsamen-Abkochung Tücher zu tunken und diese auf die schmerzhaften Stellen zu legen.

B) Septische oder Faülniß erregende Gifte.

Dergleichen Gifte haben

a) verschiedene Schlangen;

b) verschiedene Insecten;

c) verschiedene Fische und Muscheln;

d) die am Milzbrande gestorbenen Thiere;

e) die wüthenden Thiere.

Der giftigen Schlangen gibt es in fremden Welttheilen viele, bey uns aber nur wenig Arten. Es sind dieß 1) die Europäische Otter oder geflekkte Natter (Coluber Berus), 2) die Feüer-Otter (Colub. Chersea) und die schwarze Otter (Colub. Prester).

Wirkungen des Schlangengiftes.

Wer an irgend einem Theile seines Körpers von einer giftigen Schlange gebissen worden, der empfindet in dem verwundeten Theil einen

stechenden Schmerz, der sich bald auf das ganze Glied erstrekkt und sich bis in die innern Theile ausbreitet; es kommt eine Geschwulst hinzu, die anfangs härtlich und blaß ist, hernach aber röthlich, bleyfarben und wie brandig wird; sie nimmt zu und ergreift allmählig die benachbarten Theile. Ferner stellen sich ein: Ohnmachten, Erbrechen und Zukkungen, das Athmen wird beschwerlich, es zeigen sich kalte und haüfige Schweiße, Störungen des Gesichts und des Verstandes; Entzündungen treten ein, es folgt der kalte Brand und der Tod.

Behandlung.

Man lege alsobald unmittelbar oberhalb des Bisses ein etwas breites Band an, und ziehe oder schnüre es mäßig zusammen, damit der Blutumlauf und die weitere Verbreitung des Giftes gehindert werde. Das Band darf aber nicht zu lange liegen bleiben, weil sonst die Entstehung des Brandes begünstigt wird. Man lasse die Wunde bluten, und übe dabey einen sanften Drukk auf dieselbe aus, um das Gift zu entfernen. Wenn es geschehen kann, so tauche man den gebissenen Theil in lauwarmes Wasser ein, mache einen sanften Drukk darauf, und umwikkle ihn dann mit einem nassen Tuche. Hat die Wunde ausgeblutet, so wende man das wirksamste Aetzmittel, den Höllenstein, unverzüglich an. Man zerdrükkt oder pülvert ihn, legt ihn auf die ganze Oberfläche der

Wunde, bedekkt sie mit gezupfter Leinwand (Charpien) die in eine Mischung von gleichen Theilen Baumöhl und Hirschhorngeist getaucht worden, umgibt sie mit einer festen Binde, und öffnet den Verband nach 5 — 6 Stunden.

Hat man keinen Höllenstein bey der Hand, so erhitze man ein Stükk Eisen bis zum Weißglühen (dieß geschieht am bequemsten in einer Schmiede) und brenne die Wunde damit. Der Schmerz ist um so geringer und der Erfolg um so sicherer, je heißer das Eisen, das breiter als die Wunde seyn muß, ist.

Hat man auch dieses Aetzmittel nicht geschwinde bey der Hand, so wasche man die Wunde mit Seifensiederlauge aus, bedekke sie mit Charpie, die mit dieser Lauge befeuchtet ist, und wiederhohle nach 4 — 5 Stunden dieses Verfahren.

Innerlich gebe man ein Glas voll Hollunder- oder Orangeblüthenwasser mit 6 — 8 Tropfen Hirschhorngeist, um die Ausdünstung zu befördern. Aus dem nämlichen Grunde halte man den Kranken im Bette und dekke ihn wohl zu, gebe ihm auch bisweilen etwas warmen Wein zu trinken.

Das Uebrige muß der Arzt besorgen.

Zu den Insecten, deren Stich mehr oder minder bedenkliche Zufälle erregen kann, gehören: 1) Der Scorpion, 2) die Tarantel, 3) die Biene, 4) die Hummel, 5) die Wespe, 6) die Hornisse,

7) die Bremse, 8) die Mükke, Singemükke (culex pipiens), 9) die Spinne und 10) die Schnake.

Anmerkung.

Da der Scorpion und die Tarantel in Deütschland nicht einheimisch sind, so sprechen wir von den, durch sie veranlaßten, Beschädigungen nicht.

Wirkungen des Giftes der übrigen vorhin genannten Insecten.

Ueberhaupt genommen verursacht der Stich dieser Insecten in unsern Ländern nur Schmerz, der bald mehr, bald weniger empfindlich ist, Geschwulst und oft etwas Fieber; seltener, z. B. wenn das Insect zuvor sich von Giftpflanzen genährt, oder todte Körper, die an einer ansteckenden Krankheit gestorben sind, berührt hat, oder wenn die Witterung sehr heiß ist, treten schlimmere Zufälle ein.

Behandlung.

Man nehme 2 Löffel voll süßes Mandelöhl, und einen Löffel voll Hirschhorngeist, mische beydes wohl untereinander und reibe damit die schmerzhafte Stelle ein, dann lege man einen mit diesem Mittel getränkten Lappen darauf; doch muß vorher der Stachel des Insects aus der Wunde gezogen worden seyn. Man empfiehlt auch das Goulardsche Wasser als ein vortreffliches Mittel gegen Entzündung durch den Stich giftiger Insecten; man legt es in Baüschchen fleißig auf die

schmerzende Stelle. Doch darf man, da es ein Bleymittel ist, nichts davon in den Mund bringen.

Sind die Zufälle bedenklicher, so verfahre man, wie beym Bisse der Schlangen.

Im Fall der Stich durch eine Biene oder Hummel verursacht worden und eine kleine Geschwulst entstanden, deren Mittelpunct hart und weiß ist, so muß man nebst den, beym Schlangenbiß empfohlenen, Getränken auch das vorhin empfohlene Mittel (Mandelöhl und Hirschhorngeist) anwenden, nachdem man die Wunde vorher mit Salzwasser ausgewaschen hat.

Anmerkung.

Da in Deütschland, etwa einige Seestädte ausgenommen, nicht leicht giftige Fische und Muscheln genossen werden, so enthalten wir uns, von den durch den Genuß von dergleichen Thieren verursachten übeln Folgen und ihren Gegenmitteln zu reden, und handeln nur noch

von der schwarzen Blatter.

Die Metzger, die Gerber, die Pächter, die Thierärzte, und alle diejenigen, die mit der Wolle und der Haut gefallener Thiere umgehen, sind der schwarzen Blatter oder bösartigen Blutschwäre unterworfen, wenn sie nicht die Vorsicht haben, auf der Stelle und mit aller Sorgfalt alle unreinen und beschmutzten Theile des Körpers abzuwaschen, weil nämlich bey jenen Thieren, wenn sie am Milzbrande gestorben sind, sich ein

faülnißartiges, anstekkendes Gift entwikkelt hat. Wasser mit Essig vermischt, Aschenlauge und Kalchwasser sind dazu die besten Waschmittel. Diese Mittel helfen jedoch nichts, wenn an demjenigen Theile des Körpers, der mit einem solchen gefallenen Thiere oder eines Theiles davon in Berührung kommt, eine, wenn auch noch so kleine, Wunde befindlich ist.

Der Milzbrand erzeüget sich hauptsächlich bey warmer und feüchter Witterung; bey Thieren, die sich in niedrigen und sumpfigen Gegenden aufhalten, und auf Weiden getrieben werden, die nach gefallenem Regen schleünigst von der Sonne ausgebrannt werden, oder aber mit unreinem, mit faulenden Insecten vermengten Futter gefüttert werden. Diese Thiere bekommen alsdann ein Faulfieber oder eine andere hitzige Krankheit; auf der Haut erscheinen brandige Blattern; Blut und Fleisch sind wie in Faülniß übergegangen, und wenn sie mit irgend einem Theile des menschlichen Körpers in Berührung kommen, so stekken sie ihn an, und erzeügen die schwarze Blatter. Von dieser Blatter gibt es 2 Arten, 1) die erhabene oder hervorragende, 2) die vertiefte schwarze Blatter.

Beschreibung des Anfanges der erhabenen schwarzen Blatter.

Erste Periode. Unangenehmes aber nur leises Jukken an einer genau abgegrenzten Stelle, ohne

Röthe noch Hitze, noch Spannung der Haut; lebhaftes, aber vorübergehendes Stechen; nach und nach erhebt sich die Oberhaut und bildet ein Blätterchen von der Größe eines Hirsekorns, das aber bald zunimmt und bräunlich wird; das Jukken kommt von Zeit zu Zeit wieder, der Kranke kratzt und reißt das Blätterchen auf, das den Herd der Krankheit bedekkte; es fließen einige Tropfen eines röthlichen Wassers aus; das Jukken hört auf einige Stunden auf.

Zweyte Periode. Es bildet sich eine kleine, bewegliche, gewöhnlich harte, umschriebene flache Geschwulst in der Gestalt und Größe einer Linse. Die Farbe der Haut ist noch nicht verändert, nur in der Mitte und unter dem ersten Blätterchen ist sie gewöhnlich citronengelb, blaß und wie brandig; das Jukken wird lebhafter, häufiger und mit einem Gefühl von Hitze, Wundseyn und Brennen begleitet; alsdann wird die Haut geschwollen, ihre Oberfläche ist gespannt und glänzend; um den Mittelpunct herum erscheint ein hervorstehender, mehr oder weniger breiter, bald blasser, bald röthlicher, bald bleyfarbener, bald orangegelber oder in mehrere Farben spielender Umkreis; immer ist er nur oberflächlich, mit kleinen, einzeln stehenden Blätterchen bedekkt, die sich bald mit einander vereinigen und mit einer röthlichen Flüßigkeit angefüllt werden. Der Mittelpunct der Geschwulst,

wo das ursprüngliche Blätterchen war, verändert nun seine Farbe, wird braünlich, sehr hart und unempfindlich; es ist dieses die brandige Stelle, die plötzlich zunimmt. Diese Periode, die gewöhnlich nur einige Stunden dauert, verzögert sich doch oft um Vieles und dauert mehrere Tage.

Beschreibung des Anfanges der vertieften schwarzen Blatter.

Sie fängt mit einem ziemlich starken Jukken an, das mehrere Tage dauert; am 2ten Tage erscheint ein schwarzer Punct, gleich dem Stiche eines Flohes. Den Tag darauf zeigen sich regelmäßige, umschriebene Blätterchen, Schmerz, Hitze und ein Gefühl von Betaübung in der Gegend des Ausschlages stellen sich ein. Der Kranke hat Ohnmachten, Neigung zum Brechen und einen kleinen Puls. Die Blätterchen zerplatzen und es fließt eine röthliche Flüßigkeit aus. Oft ist nur wenig, oft aber auch eine beträchtliche Geschwulst vorhanden.

Behandlung.

So bald sich die angegebenen Zufälle, sichere Vorboten des Todes, wenn nicht schnelle Hülfe geschafft wird, zeigen, so eile man einen verständigen Arzt rufen zu lassen. Bis dieser ankommt, muß man den kranken Theil entblößen, von engen Kleidern befreyen, gleich vom Anfang

an in Ruhe setzen, anhaltend mit Wasser, ja eiskalten Umschlägen belegen, übrigens zur Nahrung bloß ungewürzte Suppe, zum Trank Wasser oder Gersten-Absud oder Limonade wählen. Alles Gewürzhafte, Geistige und Erhitzende muß durchaus vermieden werden.

Von der Hundswuth.

Erster Grad der Wuth, oder verdächtige Zeichen, welche der wirklichen Wuth vorangehen.

Ein Hund wird wegen eintretender Wuth verdächtig, wenn er von seiner gewöhnlichen Freundlichkeit und Gefälligkeit etwas verliert, traurig wird, die Einsamkeit sucht, nicht fressen und saufen will, sondern die vorgesetzten Nahrungsmittel nur beriecht und stehen läßt; wenn er dem Rufe seines Herrn zwar noch gehorcht, ihn noch erkennt, mit dem Schwanze gegen ihn wedelt, sich von ihm noch an den Ohren und dem Schweife anrühren, streicheln oder auf den Arm nehmen läßt, noch zur Jagd oder zum Viehtreiben bewogen werden kann, aber alles träge, mürrisch oder gezwungen thut; wenn er gereizt wird, zuschnappt und um sich beißt; wenn er überhaupt stiller wird, und, ohne zu schlafen, sich an dunkle Orte, gleichsam licht-

scheu, verkriecht, und denjenigen, der ihn hervorlokken will, angrunzt, ohne jedoch zu bellen; wenn seine Augen trübe werden, oder fließen; wenn er Ohren und Schweif hängen läßt, und endlich sich sprungweise auf alles hinwirft, was ihm aufstößt oder angeboten wird.

Diese eben erwähnten Zufälle machen den ersten Grad der Wuth aus; allein sie geben noch keine völlige Gewißheit, daß dieselbe daraus entstehen werde, weil auch andere Krankheiten, denen der Hund unterworfen ist, ähnliche Erscheinungen bey ihm hervorbringen können. Doch aber erregen sie mit Recht gegründeten Verdacht der Wuth, besonders wenn mancherley Nebenumstände diesen Verdacht unterstützen. Wenn z. B. diese Zufälle bey großer Hitze oder Kälte sich ereignen, wenn der Hund schlechte, faule Nahrungsmittel bekommen und es ihm außerdem wohl auch noch am Trinken gefehlt hat; und endlich wenn sonst eine Wahrscheinlichkeit obwaltet, daß er von irgend einem tollen Hunde gebissen worden ist.

Man nennt diesen Grad der Wuth gewöhnlich die stille Wuth.

Dieser erste Zeitraum der Wuth ist nicht alle Mahl von gleich langer Dauer, zuweilen währt er nur 12 — 24 Stunden, zuweilen länger.

Zweyter Grad der Wuth.

Hier nehmen die erst gedachten Zufälle zu. Der Hund hört wenig oder nichts, es mag ihn rufen, wer da will; er wird trauriger, seine Augen trüber, er fliehet vor jedermann.

Der Durst quält ihn, er strekket die Zunge lechzend aus dem Maule und scheuet doch jedes Getränk; er leidet niemanden um sich, bellet selten und wenn es geschiehet, mit heiserer Stimme, und versetzt jedem, der sich ihm nähert, seinen anstekkenden tödtlichen Biß; gesunde Hunde fliehen seine Annäherung.

Er kauet gleichsam wieder; von der Zunge fließt ihm ein zäher Speichel herab, der Mund schaumet und stehet beständig offen, die Krankheit nimmt mit jeder Stunde zu; er lauft herum, fliehet vor seinem eignen Herrn, kennt diesen nicht mehr, und fällt jeden an, der ihm in den Weg kommt.

Anfangs lauft er langsam, bey wachsender Wuth aber schneller und mit gesenktem Kopfe, hängenden Ohren, und mit abwärts gesunkenem, oft zwischen die Beine gezogenem Schweife. Sein Lauf ist unordentlich, zuweilen lauft er eine Strekke gerade aus, und dann kehret er plötzlich um und lauft weiter und das oft mit einer unglaublichen Geschwindigkeit; siehet er aber Wasser, oder nur etwas Glänzendes, dem Wasser Aehnliches, so

flieht er meistens eilig und ängstlich davon. Jedoch ist letzteres Kennzeichen nicht ganz untrüglich, indem es auch Hunde giebt, die während der Wuth in das Wasser springen und durch dasselbe schwimmen.

Dritter und letzter Grad der Wuth.

Bey der höchsten und letzten Stufe der Wuth werden die Augen feuerroth, und sind bald starr, bald drehen sie sich wild im Kopfe herum und die Zunge hängt bleyfarbig aus dem Munde. Gesunde Hunde, welche ihm begegnen, weichen ihm aus, bellen ihn nicht leicht an, oder verfolgen ihn wenigstens nicht, und wenn sie sich vor ihm nicht flüchten können, so widerstreben sie ihm doch nicht leicht, sondern legen sich zaghaft vor ihm nieder und suchen demselben zu schmeicheln. Endlich wird der Hund allmählich matter, sein gewöhnliches Laufen langsamer, schleichend und taumelnd. Die Thränen laufen häufiger aus seinen Augen, die Haare sträuben sich empor, der Kopf hängt immer mehr; die Zunge wird schwarz und der Schaum im Munde vermehrt sich; er schnappt fortdauernd um sich, und beißt alles, was ihm vorkommt. Nun wirft er sich, oder stürzt öfters ermüdet zu Boden, hilft sich schwach wieder auf und athmet schwer; endlich entstehen Zuckungen, unter welchen er fällt und stirbt. Zu merken ist aber, daß diese Krankheit nicht immer alle angegebenen Stufen durchgeht.

Wohl muß man auf diesen Unterschied der Kennzeichen dieser verschiedenen Grade bloß verdächtiger und entschieden toller Hunde merken, um sich nicht vergeblich zu ängstigen. Denn die bloß verdächtigen können auch anderer Ursachen wegen trauern und kränkeln. Hunde z. B., die ihren Herrn verloren haben, welche die ganze Nacht vor das Haus ungewohnt ausgesperrt waren, die verwundet, geschlagen oder sonst gemißhandelt worden, und besonders Hündinnen, denen man ihre Jungen weggenommen, sind Krankheitszufällen unterworfen, wo sie ebenfalls sehr gereitzt und wie wüthend erscheinen, auf Menschen, und vorzüglich auf kleine Kinder und Thiere zubeißen, wo sich ihr Haar straübt, und ihre Augen glänzen; jedoch verschmähen sie das angebotene Fressen nicht, haben keine Scheu vor Flüssigkeiten, sie saufen sogar, und kein Geifer fließt ihnen aus dem Munde. Auch Hunde, die an Kopfschmerzen leiden, lassen Kopf und Schwanz hängen, verlieren ihre gewöhnliche Munterkeit, die Augen werden trübe, und sie sind mürrisch und beißen. Folgt auf übermäßige Erhitzung schnelle Erkältung, so bekommen die Hunde gerne die Braüne. Dann entzündet sich das Zäpfchen im Halse, die Zunge wird braun und angeschwollen, das Athmen wird schwer, die Augen treten vor, alle Freßlust verschwindet, sie können nicht bellen und suchen die Einsamkeit. Ein Hund, der sich mit

einer läufigen Hündinn zu sehr abgemattet hat, gibt Schaum von sich, wankt auf den Beinen und legt sich nieder. Wird er verfolgt, so beißt er, ohne deßhalb wüthend zu seyn.

Junge Hunde werden beym Durchbruch der Zähne oft von einer unwiderstehlichen Lust zum Beißen gequält. Sie fallen zuweilen das Erdreich an, zerreißen Kleidungsstücke, beißen Kinder und sind dennoch nicht wüthig. Alte Hunde, die an Zahnweh leiden, thun das Nämliche.

Dühamel erzählt uns, daß er Hunde gesehen, die, von der Kolik geplagt, fast wüthend wurden, so zahm sie sonst waren. Sie fielen alles an, was ihnen vorkam, und hatten solchen Anschein von Tollheit, daß man sie schon tödten wollte. Dühamel ließ sie einsperren, legte starke lederne Handschuhe an, gab ihnen erst viel Oehl, dann Milch und sie wurden vollkommen wieder hergestellt. Hätten nun diese Thiere in ihrem Anfalle jemanden gebissen, so würde man sie für wüthend erklärt und den Gebißnen in Angst gesetzt haben.

Die reißende Wuth.

Die Jäger unterscheiden diese noch besonders und schreiben sie dem unbefriedigten Geschlechtstriebe zu.

Die Anzeigen sind ganz denen der stillen Wuth ähnlich, nur mit folgenden Unterschieden:

1) Bey höher steigenden Graden der Krankheit zieht der Hund nicht den Schwanz ein, sondern trägt ihn steif empor, etwas weniges an der Spitze umgebogen.

2) Der Gang ist schneller, aber auch ungewiß und trollend.

3) Der Kopf hängt nicht zur Erde, sondern die mit steifem Schleim und Rotz verklebte, trokkene und wie mit Staub und Erde bedekkte Nase stehet in gleicher Richtung mit dem Halse gerade aus.

4) Die Augenlieder und das Weiße im Auge sind stark entzündet, roth und sondern viel Eiter ab. Das Auge selbst ist stark hervorragend, groß, stier und nässend, wild und drohend und dennoch der Augapfel matt und schiefer- oder bleyfarbig.

5) Der Rachen ist meist geschlossen, aber die Lefzen dunkelroth, und sind mit zähem, klebrigem Schleim und Geifer bedekkt.

6) Da das Männchen in diesem Zustande immer das Glied lekkt und nagt; so entzündet sich dieses heftig und gleicht dann einem in Blut getauchten Pinsel. Zugleich quillt gelber, schmieriger Eiter in großer Menge hervor.

7) Begegnet einem solchen Hunde ein anderer, so fällt er ihn nicht alle Mahl gleich wüthend an; sondern es scheint, als wollte er ihm schmeicheln, ihn liebkosen — welches aber bald in Beißen und Zerreißen ausartet. Denn selten läßt er, wenn

er kräftig genug ist, seine Beute eher fahren, als bis es ihr das Leben gekostet.

Das Ende der Krankheit ist der Tod auf ähnliche Art, wie bey der stillen Wuth.

Benehmen gegen Hunde, welche der Tollheit verdächtig sind.

1) Man sperre sie sogleich an einem sichern, wohlverwahrten Orte ein.

2) Merkt man, daß sich ihr Zustand verschlimmert, und sich die verdächtigen Kennzeichen vermehren, so daß diese anfangen entschieden zu werden; so lege man die Thiere an Ketten. Ist aber die Wuth bereits eingetreten, so ist das Fangen höchst gefährlich, daher muß man Hände, Arme, Gesicht und Beine mit Ueberzügen von starkem Leder verwahren.

3) Man tödte sie, wie die Zufälle zunehmen, was auch gleich anfänglich, selbst in zweifelhaften Fällen das Beste ist, wenn noch kein Mensch von ihnen gebissen worden. Ist aber bereits jemand gebissen worden, so muß man mit der Tödtung warten und sehen, ob der Hund nicht wieder gesund wird, in welchem Falle dann der Gebissene vor großer Angst und Beschwerde, die seine Cur verursachen würde, bewahrt und sicher gestellt bliebe. Denn man hat Beyspiele, daß Menschen aus bloßer Angst über die Möglichkeit, daß sie, weil sie von einem verdächtigen Hunde gebissen

worden, die Wasserscheu bekommen könnten, in eine abzehrende Krankheit verfielen, ja, daß sie aus bloßer Furcht eine der Tollheit ähnliche Krankheit bekamen — was nicht geschehen seyn würde, hätte man den Hund nicht gleich getödtet, und so die Prüfung, ob er wirklich toll war oder nicht, unmöglich gemacht.

4) Das Aas eines an der Wuth verstorbenen Hundes fault sehr schnell und verbreitet einen häßlichen Gestank. Es ist daher viel daran gelegen, daß man es nicht im Freyen liegen lasse, damit es weder diesen üblen Geruch verbreiten, noch von andern Thieren verzehrt werden könne, weil diese sonst ebenfalls wüthend werden könnten. Man muß aber solches Aas tief vergraben und mit Steinen beschweren, um das Ausscharren zu verhindern. Der Ort, wo ein wüthender Hund eingesperrt war, muß mit der größten Sorgfalt gereinigt werden; die Mauern oder das Breterwerk, die Gefäße, woraus er seine Nahrung genommen, oder die er nur berührt hat, müssen mit Wasser, in welches frisch gebrannter Kalk eingerührt worden, gewaschen werden. Hätte ein Mensch das Aas berührt, so muß er seine Hände sorgfältig mit Essig waschen.

Behandlung eines Menschen, von dem man glaubt, daß er von einem tollen Hunde gebissen worden.

Vor allem müssen die nächsten Angehörigen oder Bekannten, oder jeder Andere, der zuerst von dem Vorfall unterrichtet ist, auf das Schnelleste die Anzeige bey dem Kreis= oder Landgerichts=Arzte und bey dem nächsten Chirurgus machen. Denn je schneller diese Personen zur Hülfe eilen, desto größer ist die Hoffnung ihrer Rettung.

Das Gift eines tollen Hundes sitzt vorzüglich in dem Speichel oder Geifer, und es stekkt so leicht an, daß auch die kleinste Verletzung von einem tollen Hunde, so gar die bloße Verunreinigung der Haut mit dem Geifer desselben die Wasserscheu hervorbringen kann.

Die Gefahr ist gleich groß, ob jemand tief und stark verwundet, oder nur leicht gereitzt worden, und ob die Bißwunde blutet oder nicht; und weder die Kleinheit der Wunde, noch das leichte Zuheilen derselben und das Wohlbefinden nach dem Bisse, darf einen Menschen abhalten, gleich vom Anfang an die nöthige Hülfe zu suchen. Die Zeit, nach welcher die Wuth bey Menschen und Thieren, die von tollen Hunden gebissen worden sind, ausbricht, ist sehr verschieden. Gewöhnlich bricht sie vor dem 4ten Tage, oft aber auch erst nach Monathen, ja nach vielen Jahren aus. In

keinem Falle lasse man sich taůschen oder in Sicherheit einschlåfern, sondern beobachte Folgendes:

1) Wenn ein Mensch von einem tollen Hunde oder andern wůthenden Thiere verletzt worden ist, so muß er eilends årztliche Hůlfe nachsuchen.

2) Wåre dieses aber nicht sogleich mbglich, befånde er sich z. B. auf freyem Felde, so darf er die Wunde oder den Ritz ja nicht mit dem Munde aussaugen, oder die begeiferte Stelle mit der Hand abwischen, denn dadurch wůrde das Gift nur leichter in dem Kbrper verbreitet und die Gefahr nur grbßer werden; auch darf er nichts thun, um das Blut zu stillen; sondern er muß die Wunde ausbluten lassen, ja das Bluten derselben durch sanftes Drůkken und Pressen befbrdern, denn oft wird das Gift dadurch wieder ausgespůlt.

3) Er wasche zugleich die Wunde mit seinem Urin aus, und streůe auf dieselbe, Erde, Sand, Koth oder Tabak, was er immer am ersten zur Hand hat. Hierauf muß sich der Verletzte an den nåchsten Ort begeben, doch muß er langsam gehen und nicht laufen, damit er sich nicht erhitze, welches schådlich seyn wůrde, weil dadurch das Gift tiefer in den Kbrper drånge.

4) Trifft er auf seinem Wege Wasser an, so wasche er die Wunde aus und bade, wo mbglich alle Theile des Kbrpers, die von dem tollen Hunde begeifert seyn kbnnten.

5) Wenn er an Ort und Stelle angelangt ist, so suche er sich sogleich gewöhnliche Lauge, dergleichen man beym Waschen braucht, zu verschaffen und wasche die Wunde damit aus, und bade den verletzten Theil darin.

6) Dieses Mittel wende man auch auf der Stelle an, wenn die Verwundung in einem Dorfe oder einer Stadt selbst geschehen ist, denn es wird als eines der vorzüglichsten angepriesen, und es wirkt um so besser, je schneller es angewendet wird.

Das zum Auswaschen der Wunde gebrauchte und mit dem Gifte angestekkte Leinen muß sogleich verbrannt, Wasser und Lauge aber auf die Erde geschüttet werden. Beym Auswaschen muß man die Wunde zugleich mit etwas grober Leinwand reiben, um sie zu stärkerem Bluten zu reitzen.

7) Mit dem Waschen der verwundeten Stellen muß man so lange fortfahren, als noch Blut aus denselben dringt. Hört die Wunde auf zu bluten, so lege man Spanisch-Fliegen-Pflaster darauf und verbinde sie.

8) Wäre die Wunde sehr tief eingedrungen und dabey sehr enge, so muß man sie durch Einschnitte erweitern und drükken, um das Gift herauszubringen.

9) Könnte man sich Schießpulver noch schneller verschaffen als Lauge, so bestreue man die Wunde

damit und zünde es an: dadurch schafft man das Gift auch heraus.

10) Hat man diese Vorschriften befolgt, so warte man ruhig die Ankunft des Arztes ab und unterwerfe sich willig seinen übrigen Verfügungen. Nur muß die verletzte Person keinen Branntwein, keinen Wein, keinen Kaffee trinken, und kein Fleisch essen, sondern nur Haferschleim und Wasser mit Essig oder Milch genießen.

11) Handschuhe, Strümpfe, Stiefel oder andere Kleidungsstükke, durch die der Biß eines tollen Hundes gedrungen ist, und die mit seinem Geifer besudelt seyn könnten, muß man vorsichtig vom Körper entfernen und verbrennen, damit das Gift nicht weiter fortgepflanzt und verbreitet werde. Denn sobald von solchem Geifer auch nur die geringste Menge an den Körper eines Menschen oder Thieres käme, so würde die Wasserscheu bey ihm erzeügt werden.

12) Endlich ist auch noch folgendes Mittel, welches von jedem Dorfbarbier ohne Umstände angewendet werden kann, zu empfehlen:

Man setze auf die Wunden Schröpfköpfe; denn diese ziehen das Gift, wenn es auch schon eingedrungen ist, wieder auf die Oberfläche zurükk, und ist es noch nicht eingedrungen, so hindern sie es, sich tiefer in die Wunden zu ziehen.

Zugabe.

Wie hat man sich bey Verbrennungen zu verhalten?

Bey Statt gefundener Verbrennung ist die Anwendung der Kälte (nämlich das Eintauchen des verbrannten Theiles so schnell als möglich, ehe die Brandblase sich erhebt), in eiskaltes Wasser das sicherste Hilfsmittel. Wo die Lage des durch Brand beschädigten Theiles das Eintauchen desselben nicht erlaubt, mache man kalte Umschläge über denselben. Aber alle 2 — 4 Minuten muß das warm gewordene Wasser mit kälterem vertauscht werden. Das kalte Wasser beugt allen Folgen der Verbrennung vor, wenn man es nur so lange auf den verbrannten Theil einwirken läßt, bis (bey einem Versuch, damit aufzuhören) der Schmerz in der verletzten Stelle aufgehört hat. Bey heftigen Verbrennungen kann es wohl oft nöthig seyn, daß man 12 — 24 Stunden mit der Anwendung dieses Mittels fortfahre. Aber auch selbst in dem Falle, daß durch die Heftigkeit der Hitze im Augenblikk ein Brandschorf entstanden wäre, bewirkt doch meistens der Ueberschlag des kalten Wassers, daß er nicht eitert, sondern austroknet, und 21 Tage lang schmerzlos stehet und dann abfällt. Manchmahl verschwindet durch den kalten Ueberschlag die entstandene Brandblase augen-

blikklich; jederzeit aber tilgt er gänzlich, oder vermindert doch wesentlich, den heftigen Schmerz.

Viele legen geriebene Kartoffeln, oder, was noch besser ist, geriebene gelbe Rüben (Möhren) auf verbrannte Stellen, und verschaffen sich dadurch Erleichterung. Indessen ist das kalte Wasser das einfachste und wohlfeilste Mittel bey Verbrennungen. Uebrigens wird aber hier noch bemerkt, daß wenn die Brandwunden bedeutend (ausgebreitet oder tief) sind, ihre Heilung durch einen geschikkten Arzt muß besorgt werden.

Drukkfehler = Verzeichniß.

Seite.	Zeile.	
12	13	von unten lies: Kaufmanns statt Kaufsmanns.
24	2	von oben l. ein st. einem.
28	6	von unten setze vor weil ein Comma.
29	3	von oben l. worein st. worin.
31	7	von oben setze das Einschließungszeichen) vor bekam.
32	13	von oben l. Kindtauf st. Kindstauf.
65	15	von oben l. Schaum=Gold st. Schaumgold.
—	16	von oben l. Schaum=Silber st. Schaumsilber.
67	2	von oben setze nach Hauses noch die Worte: ; der auch, so wie die Katze, von dem gedachten Gemüse genossen hatte,
75	9	von unten l. das st. daß.
77	1	von unten l. destillirt st. destellirt.
121	12	von oben setze nach Erzgebirge ein Comma.
124	3	von oben l. Saufer st. Saufzer.
127	3	von oben l. vorzählen st. zählen.
128	7	von unten l. welche st. welcher.
131	4	von oben setze nach hier: durch ihre Stiche.
131	2	von oben streiche nach Nancy das Comma weg.
135	8	von unten setze nach gewöhnlich ein Comma.
160	10	von unten l. die st. den.
175	3	von oben streiche nach es das Comma weg.
177	5	von oben setze nach brennenden ein Comma.
187	10	von oben l. gebracht st. gebraucht.
190	3	von unten l. tintenartigen st. Tintenartigen.

Bayerische Staatsbibliothek München

In dem Verlage der Beckschen Buchhandlung in Nördlingen ist neu erschienen:

Friederich, Georg, Gedichte für Jäger und Jagdliebhaber, 12. broch. 8 ggr. oder 36 kr.

Inhalt: I. Der Frühling: Die Auerhahnsfalz, der Schnepfenanstand. II. Der Sommer: Die Entenjagd, Bürschlied, die Reiherbeitze, die Parforçejagd. III. Der Herbst: Die Rebhühnerjagd, die Gemsenjagd, der Lerchenfang, der Entenanstand. IV. Der Winter: Das Treibejagen, die Jagd auf wilde Gänse.

Diese Gedichte, welche einst aus des Jünglings Feder floßen, übergibt der Verfasser gesammelt hiemit auf Verlangen seiner Freunde allen Jägern und Jagd-Liebhabern.

Viele davon finden sich schon in belletristischen Blättern, und wurden auch in mehreren Anthologien als Muster aufgestellt, daß also meine Empfehlung nicht sehr nothwendig seyn wird.

Der Leser wird finden, was er sucht, mit Wohlgefallen wird er das Büchlein weglegen, und wieder gerne in die Hand nehmen.

Daß Aeußere stattete ich dem Innern gemäß aus.

Geschäfts-Handbuch für die königlich bayerischen Landgerichte. Enthaltend die Angabe der Listen und Tabellen, welche monatlich, vierteljährig, halbjährig und am Schluße des Jahres besorgt werden müßen, 8. broch. Schreibpapier 36 kr.

Merz, M. Lebensgeschichte der sel. Jungfrau und Mutter Gottes Mariä aus der h. Schrift und den Kirchenvätern, mit Betrachtungen, zur Belehrung, Erbauung und Nachahmung aller frommen Christen und Verehrer Mariä. Ein Hausbuch für christliche Familien, mit 1 Titelkupfer, 8. 16 ggr. oder 1 fl.

Nelk, Theodor, der Papagei. Eine neue Erzählung für Kinder und Kinderfreunde. Mit einem Titelkupfer, 12. gebunden 3 ggr. oder 12 kr.

Theodor Nelk ist als Jugendschriftsteller hinlänglich bekannt. Diese neue Erzählung, in der Manier Christoph Schmids, reiht sich seinen übrigen Schriften an, und das Publikum wird ihm wohl auch gleiche freundliche Aufnahme schenken.

Das Aeußere stattete ich geschmackvoll aus.

Bayerische Staatsbibliothek München

…nenfuß. Vierblättrige Einbeere.

…che.

…liche
…ame,

…ger gelbröthlichter
Fliegenschwamm.

Ausgewachsener
Fliegenschwamm

Vogellith

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pöhlmann, Johann Paul,

Die Giftgefahren, welche das Leben täglich bedrohen in vielen Beispielen dargestellt, nebst Angabe der Mittel und illuminirter Abbildung der Giftpflanzen

Nördlingen 1837

M.med. 853 n
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10288079-7